anxa
89-B
16192

Chodowiecki
und
Lichtenberg

1778–1783

Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher

Fc IV 2
№ 162

Chodowiecki und Lichtenberg.

Daniel Chodowiecki's
Monatskupfer zum „Göttinger Taschen Calender"

nebst

Georg Christoph Lichtenberg's
Erklärungen.

Mit einer kunst- und litterargeschichtlichen Einleitung

herausgegeben

von

Dr. Rudolf Focke,
Oberbibliothekar an der königlichen Universitätsbibliothek zu Greifswald.

1778—1783.

FÜRSTLICHE ÖFFENTLICHE BIBLIOTHEK

Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher.
1901.

Alle Rechte vorbehalten.

Dem Andenken

meines lieben Freundes

Ernst Leisler

gewidmet.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/chodowieckiundli00lich

Vorwort.

Der „Göttinger Taschen Calender" für das Jahr 1778 wurde in 8000 Exemplaren abgesetzt, und die nächsten Jahrgänge scheinen einen ähnlichen Erfolg beim Publikum gehabt zu haben. Trotzdem trugen sich schon die ersten Herausgeber von Lichtenberg's vermischten Schriften mit dem Vorhaben, die hier reproducierten, von Chodowiecki zu dem Kalender gelieferten Monatskupfer nebst den Lichtenberg'schen Erklärungen von Neuem zu veröffentlichen.[1]) Das war vor hundert Jahren. Mehr als fünfzig Jahre später äußerte Wilhelm Engelmann in der Einleitung zu seiner verdienstvollen Beschreibung der Chodowiecki'schen Kupferstiche dieselbe Absicht.[2]) Aber auch dieses Mal kam es nicht zur Verwirklichung des Gedankens. Wie wünschenswerth bei der Seltenheit des Kalenders eine neue Ausgabe dieser eng zusammengehörigen Kupfer und Erklärungen sei, ist seitdem von maßgebender Seite mehrfach hervorgehoben worden.[3]) Mit Freude ist es deshalb zu begrüßen, daß der jetzige Inhaber der alten Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung sich auf meinen Vorschlag entschlossen hat, das längst Geplante zur Ausführung zu bringen. Die in Strichätzung hergestellte Reproduktion ist vorzüglich gelungen und giebt die Originale auf das Treueste wieder, auch bezüglich der Größe. Die wenigen noch existierenden Exemplare des „Göttinger Taschen Calenders" enthalten z. Th. Kopien, die der Verleger seiner Zeit hatte anfertigen lassen, weil die Originalplatten meistens zu zart gearbeitet waren, um mehrere tausend Abdrücke auszuhalten. Da aber die königliche Universitätsbibliothek zu Göttingen eine vollständige Reihe aller Jahrgänge in beiden Ausgaben, der deutschen und der französischen, besitzt, so konnten der Reproduktion, die der Bibliotheksdirektor, Herr

---

[1]) Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften, gesammelt und herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries. Band 4. Göttingen 1802. Seite XI f.

[2]) Daniel Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche. Beschrieben . . . von Wilhelm Engelmann. Leipzig 1857. Seite XIV.

[3]) G. Chr. Lichtenberg's schriftstellerische Thätigkeit . . . Von Dr. Friedrich Lauchert. Göttingen 1893. Seite 19.
Daniel Chodowiecki . . . Von Wolfgang von Oettingen. Berlin 1895. Seite 285.

Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Dziatzko, mit dankenswerther Bereitwilligkeit gestattete, überall die Originalradierungen zu Grunde gelegt werden.

Der Text ist in seiner ursprünglichen Form und unverkürzt abgedruckt worden.

Die vorliegende Veröffentlichung, welche bis zum Jahre 1794 einschließlich fortzuführen der Herr Verleger und ich uns vorbehalten, stellt ein selbständiges Ganzes dar, ein kleines, aber höchst interessantes Denkmal aus dem Gebiete der deutschen Kunst und der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Sie bildet aber auch eine wesentliche Ergänzung sowohl zu den bisherigen Vervielfältigungen Chodowiecki'scher Werke, wie auch zu den Ausgaben der Schriften Lichtenberg's.

Möge das Buch, das gleichzeitig in französischer Sprache erscheint, Beiden, dem Künstler und dem Schriftsteller, neue Freunde gewinnen.

Greifswald, im Juli 1901.

Dr. Rudolf Focke.

Einleitung.

Wer dieses Buch zur Hand nimmt, wird gebeten, zunächst einmal das letzte Bild der letzten Tafel ins Auge zu fassen. Die ruhige Betrachtung desselben wird eine Stimmung hervorrufen, die dem richtigen Verstehen und Genießen der hier gebotenen künstlerischen und litterarischen Erzeugnisse zweier bedeutenden Männer förderlich ist. Um einen Tisch sehen wir Damen und Herren versammelt, die in etwas exaltierter Weise ihr ganzes Interesse dem Inhalt eines Büchelchens zuwenden, das einer der Herren in der Hand hält. Dieses kleine Buch ist ein Kalender, und die Figuren zeigen uns, daß die Gesellschaft den Jahren der Entstehung des Bildes angehört, also dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts.

In jener Zeit, als unsere Urgroßeltern lebten, stand das Kalenderwesen in seiner vollen Blüte. In vielen tausenden von Exemplaren gingen die zierlichen Bücher um die Jahreswende hinaus in die Städte und aufs Land, wurden mit Spannung erwartet und fanden aufmerksame Leser und Leserinnen.

Um die Bedeutung dieser Litteraturgattung zu verstehen, muß man sich vor allem mit den so selten gewordenen Musenalmanachen, Taschenbüchern und Kalendern jener Zeit selbst bekannt machen; die vorliegende Veröffentlichung will einen Beitrag dazu liefern, indem sie aus der Menge etwas Charakteristisches, aber gleichzeitig um seiner selbst willen Hervorragendes auswählt, das jedem Freunde der Litteratur und Kunst willkommen sein wird. Sodann aber wird hier, wie überall, die vorübergehende Erscheinung, also auch dieses ihr entnommene Bruchstück und Beispiel erst in der geschichtlichen Beleuchtung richtig erkannt und verstanden werden können.

Die Entwickelung der Kalender- und Almanachlitteratur ist ein kleines Stück Kulturgeschichte. Seit Jahrtausenden hat der Kalender den Menschen auf seinem Bildungsgange begleitet, zuerst als nothwendiges technisches Hilfsmittel,

dann als der lieb gewordene, vertraute Gefährte im häuslichen und bürgerlichen Leben; von jeher ist er neben der religiösen Litteratur eines der verbreitetsten Schrift- und Druckwerke gewesen. Auch haben sich zu jeder Zeit Form und Inhalt des Kalenders dem Bildungsgrade, dem Kunstsinne und den wirthschaftlichen Verhältnissen eines Volkes anzupassen gewußt. Die Intimität dieser Wechselbeziehung verleiht dem kleinen Litteraturzweige eine wesentliche Bedeutung und belohnt das Auge, das sich ihm zuwendet, durch unerwartete, interessante Einblicke in die Bildungsgeschichte der Menschheit. Das gilt auch für die hier gebotenen Kunstblätter, die mit ihren litterarischen Beigaben dem Zeitalter des Erwachens der modernen nationalen Kultur Deutschlands angehören.

Wie im sechzehnten Jahrhundert die Führerschaft der abendländischen Litteratur von den deutschen Humanisten und Reformatoren übernommen war, wie im siebzehnten die Italiener und Spanier zu kosmopolitischem Ansehen gelangten, so gab im achtzehnten Jahrhundert Frankreich den Ton an. Hier stellte sich auch die Kunst, insbesondere eine hoch entwickelte Kleinmalerei, mit glänzendem Erfolg in den Dienst der litterarischen Produktion und stattete ihre Erzeugnisse, namentlich die dichterischen, mit allem Reiz aus, der dem verzärtelten Geschmack des Rokoko zu Gebote stand. Kein Wunder, daß diese hervorragenden Leistungen im Gebiete der Illustration auch den Kalendern zu Gute kamen. Schon im siebzehnten Jahrhundert hatten bedeutende Künstler, wie Le Pautre, Audran, der ältere Larmessin, prächtige Tafelkalender geliefert, aber erst unter Ludwig XV. und seinem Nachfolger, als die Salonkalender im kleinen und kleinsten Formate Mode geworden waren, erhob sich die Kalenderillustration zu ihrer vollen Blüte. In denkbar schönstem Gewande traten diese kleinen Meisterwerke mit entzückenden Stichen von und nach Cochin, Gravelot, dem jüngeren Moreau, Quéverdo, Dorgez u. A. vor das nach Schönheit und Lebensfreude trachtende Publikum.

Ganz anders lagen die Verhältnisse in Deutschland. Zwar hatte auch hier das Kalenderwesen in den ersten drei Jahrhunderten seit der Erfindung der Buchdruckerkunst eine Bedeutung gewonnen, von der man sich heute kaum eine richtige Vorstellung macht. Jedoch bewahrte keine andere Litteraturgattung im Inhalt und in der Ausstattung so hartnäckig den mittelalterlichen Charakter, eine Erscheinung, die in der lähmenden Einwirkung der verheerenden Kriege auf alles geistige Leben ihre Erklärung findet. Eine neue Zeit brach erst herein, als im achtzehnten Jahrhundert Handel und Wandel sich hoben, als neben den privilegierten Ständen und dem wohlhabenden Bürger auch der kleine Mann eine gewisse Bildung und ideale Güter schätzen lernte. Zunächst folgte man bereitwillig dem französischen Geschmack, der damals in Sitte und Tracht, in

Litteratur und Kunst seinen Siegeszug durch die Welt hielt. Aber gleichen Schrittes mit der Entwickelung der schönen Litteratur zu nationaler Selbständigkeit vollzog sich auch innerhalb einer gewissen Gruppe der Kalenderlitteratur die Umgestaltung zu deutscher Eigenart. In dem interessanten Vorwort zum „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770" schreibt der anonyme Herausgeber — es war der Professor Christian Heinrich Schmid in Erfurt, später in Gießen —: „Die Franzosen haben bisher allein den Vorzug behalten, alles, wie in Dictionnairs, so auch in Almanachs bringen zu können. Sie haben Almanach des beaux arts, Almanach des Muses u. s. f. In Sachen, die der Veränderung und der Mode unterworfen sind, verdient kein Volk mehr nachgeahmt zu werden als dieses, und hier kann man ihrem Stolze verzeihen, wenn sie sagen: On espère que les nations voisines ne tarderont pas à suivre cet exemple." Sowohl dieser Almanach wie auch der kurz darauf in Göttingen erschienene „Musenalmanach für das Jahr 1770" waren eine Nachahmung des Pariser „Almanach des Muses", der zum erstenmal für das Jahr 1765 herausgegeben wurde. Aber die Nachahmung war nur eine ganz äußerliche; der Inhalt war durchaus deutsch, und thatsächlich traten mit diesen beiden Almanachen von 1770 die poetischen Taschenbücher in die deutsche Litteratur ein.

Von nicht geringerer Bedeutung ist dasselbe Jahr 1770 für die Illustration des deutschen Kalenders, insofern der hervorragende Peintre-Graveur Daniel Chodowiecki damals eine selbständige, in hohem Maße ausgeprägte Kunstgattung in diesen Litteraturzweig einführte.

Die Ausstattung der Kalender, der Almanache und Taschenbücher mit bildlichem Schmuck ist nur ein Zweig der Buchillustration und hat ihre Schicksale getheilt. Nach dem Niedergange der mittelalterlichen Miniaturmalerei infolge der Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst war Deutschland das Land, in welchem sich der Holzschnitt zu seiner ersten Blüte entfaltete. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts verlegte Anton Koberger in Nürnberg Bücher mit vortrefflichen Illustrationen von Wilhelm Pleydenwurff und Michael Wohlgemuth. Des Letzteren Schüler war Albrecht Dürer, und dessen Zeitgenossen und Nachfolger, Hans Schäuffelein, der ältere Cranach, Hans Sebald Beham, die beiden Burgkmair, Heinrich Aldegrever, Virgil Solis und viele andere, gaben der deutschen Litteratur bis tief ins siebzehnte Jahrhundert sinnvollen Bilderschmuck und künstlerische Verzierung. Auch in Italien und in Frankreich erreichte die Buchillustration, zuerst in Anlehnung an deutsche Kunst, dann auf eigenen Wegen bald eine hohe Stufe der Vollendung. In Deutschland gerieth die Holzschneidekunst zur Zeit des dreißigjährigen Krieges vollständig in Verfall, während die Kupferstiche zum guten Theil noch künstlerischen Werth haben.

Aber erst in den Nachwirkungen offenbarte es sich ganz, welche Verwahrlosung durch den verhängnisvollen Krieg in der deutschen Kultur eingerissen war. Nicht zum wenigsten wurde das Buchwesen davon betroffen. Schon in dem schlechten Papier, in dem liederlichen Druck zeigt sich der niedrige Stand, und immer unvollkommener werden die Versuche, durch Bilderschmuck die schlechte Ware aufzuputzen. Wohl gab es rühmliche Ausnahmen, wie die Merian und einige andere, aber im allgemeinen waren die Leistungen der Illustratoren erbärmlich bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinein. Dazu war die deutsche Kunst aller Eigenart verlustig gegangen. Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunders stand der Kupferstich unter dem Einflusse Hollands, und im achtzehnten, in der Blütezeit des Rokoko, war die glänzende Technik der Pariser Schule Herrscherin im Gebiete des Grabstichels.

Gegen das Ende der sechziger Jahre trat nun Chodowiecki als Illustrator auf, indem er für den Berliner „Genealogischen Kalender" zwölf Darstellungen zu Lessings „Minna von Barnhelm" radierte. Es ist hier nicht der Ort, um seine Bedeutung in dem Entwickelungsgange der deutschen Kunst ausführlich darzulegen. Auch sind ihm ja Anerkennung und Nachruhm in reichlichem Maße zu Theil geworden. Sowohl in den umfangreichen Handbüchern der Kunstgeschichte wie auch in vortrefflichen Monographien werden die Persönlichkeit, der Lebensgang und die Werke des Künstlers uns geschildert. Aber auch aus der Quelle selbst dürfen wir schöpfen. Man vertiefe sich in die köstlichen Kupferstiche und Zeichnungen von seiner Hand, von denen die vorzüglichsten in guten Reproduktionen dem Publikum zugänglich gemacht sind, und aus unmittelbarer Anschauung wird man lernen, was Chodowiecki der deutschen Kunst gewesen ist. Wie kein anderer hat er es verstanden, die Kultur seines Zeitalters, die ihn umgebende Welt, das bürgerliche Kleinleben bildlich zu erfassen. Weil er aber nicht nur ein echter Künstler, sondern zugleich ein echter Mensch und ein philosophischer Kopf, ein Psychologe von schärfster Beobachtungsgabe war, so wußte er die Darstellung der konkreten menschlichen Erscheinung, des Individuums, in einem bewunderungswürdigen Maße zur Höhe des Abstrakten, Typischen, Allgemeingültigen zu erheben. Da liegt seine Stärke. Denn wie alle Kunst nichts anderes ist, als die Natur selbst, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber des Bildes, so wird derjenige Künstler am höchsten stehen und das meiste erreichen, der die Natur, die Wirklichkeit am reinsten zu erfassen und am getreuesten wiederzugeben vermag; wer aber psychologische Motive in einer überzeugenden Weise behandeln will, der muß außerdem noch jene rein menschlichen Eigenschaften besitzen, die wir an Chodowiecki bewundern.

Um ihm gerecht zu werden, ist es vor allem nötig, ihn nicht zu überschätzen.

Auch er war ein Sohn seiner Zeit. Er gehört nicht zu jenen gewaltigen Bahnbrechern, die ihrem Volke oder gar einer ganzen Kultur die Fackel vortragen auf dem noch nie gefundenen oder verlorenen Wege zum Wahren, Guten und Schönen. Die künstlerische Entwickelung Chodowiecki's stand während der ersten Hälfte seines Lebens im wesentlichen unter dem Einfluße der französisch-italienischen Barockmalerei mit all ihrem unnatürlichen Wesen, ihrem allegorischen und mythologischen Apparat, ihrer theatralischen Pose. Da er aber eine durch und durch gesunde Natur war und — zu seinem Glück — als Autodidakt sich seinen Weg selbst suchen mußte, so offenbarte sich ihm zeitig genug sein Talent für den Realismus in einer so energischen Weise, daß er sich von dem idealen Stil, in dem er sonst stecken geblieben wäre, frei machen und zu selbständigen, durchaus eigenartigen Schöpfungen schreiten konnte. Angeborenes Können und Selbstzucht waren die Mittel seines Vorwärtsdringens; in heißem Ringen, unter schmerzlichem Verzichten auf das erträumte Ziel seines künstlerischen Ehrgeizes fand er doch noch auf der Höhe des Lebens, was Goethe als die Gabe Apoll's preist: „Ruh' und Lust und Harmonieen und ein kräftig rein Bestreben".

Chodowiecki steht nur auf einem einzigen Gebiete groß und unerreicht da; dies Gebiet ist die Illustration. Was er außerdem noch geleistet hat, würde zum Theil der Vergessenheit anheimgefallen sein, wenn es nicht im Rahmen des ihm gebührenden vollen Bildes seiner Persönlichkeit auch seine Stelle beanspruchte. Bezeichnend für die seiner Kunst gesteckte Grenze ist es, daß seine Meisterschaft sich mit wenigen Ausnahmen nur im kleinen Raume bewährt. Auf dem kleinen und mittleren Oktavformat, das in der Litteratur seiner Zeit vorherrscht, kommen alle die glänzenden Eigenschaften seines Genius spielend zur Geltung. Nur so ist seine außerordentliche Produktivität zu erklären. Unter den 2075 Darstellungen, die auf 978 Platten von seiner Hand gestochen und radiert sind, befinden sich nur 170 selbständige Einzelblätter; die übrigen 1905 Blätter erschienen als Illustrationen zu Büchern, davon die größere Hälfte, nämlich 1275, in Kalendern.

Diese Zahlen sind nicht nur für die Schaffenskraft Chodowiecki's, sondern auch für den litterarischen und künstlerischen Geschmack des Publikums in dem Zeitraum von 1770 bis 1800 bezeichnend. Die Liebhaberei für die illustrierten und nicht illustrierten Kalender, Almanache und Taschenbücher schöngeistigen und halbwissenschaftlichen Inhalts hatte sich in kurzer Zeit von der Nord- und Ostsee bis an die Alpen derartig verbreitet, daß auf die wenigen Unternehmungen der siebziger Jahre bald viele andere, gleichartige folgten; nachdem etwa um die Jahrhundertwende die Bewegung den höchsten Stand erreicht hatte, trat ein allmählicher Rückgang ein; das Jahr 1820 brachte noch mehr als zwei Dutzend

solcher Taschenbücher, aber nach der Julirevolution begann die Politik langsam das litterarische Interesse in Deutschland und Österreich zu durchsetzen und umzuformen. Die Versuche, die in unserer Zeit wohl von kleinen Talenten gemacht werden, diese ehemals bedeutende Litteraturgattung, die nur noch geschichtliches Interesse bietet, wieder zu Ansehen zu bringen, entbehren der inneren Berechtigung; sie haben keine Fühlung mit der Volksseele und werden besten Falles in einem engen Kreise als ephemere Erscheinungen beachtet.

Schon 1759 hatte Chodowiecki auf Wunsch des französischen Konsistoriums in Berlin für ein Psalmenbuch das Titelkupfer, den König David beim Harfenspiel darstellend, geliefert. Aber erst zehn Jahre später, als er durch eine Reihe von vortrefflichen Einzelblättern seinen Ruf als Peintre-Graveur begründet hatte, begannen die Verleger und Schriftsteller sein Talent für ihre Unternehmungen fruchtbar zu machen. Durch mehr als zwanzig Jahre, bis der Tod am 7. Februar 1801 seinem unermüdlichen Schaffen das Ziel setzte, war nun Chodowiecki der bewunderte Liebling unter den deutschen Illustratoren. Mit den Werken, die sein Griffel schmückte, drang sein Ruhm weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Fast alle deutschen Klassiker, daneben aber auch eine Reihe längst vergessener, damals viel gelesener Schriftsteller hat er durch mehr oder weniger gut gelungene Bilder — oft waren sie besser als die litterarischen Unterlagen — dem Herzen und dem Verständnis des Publikums näher gebracht; desgleichen hatten sich die Übersetzungen der beliebtesten französischen und englischen Bücher seiner künstlerischen Mitarbeit zu erfreuen. Daß die größere Zahl seiner Illustrationen den Kalendern und Taschenbüchern zu gute kam, lag, wie schon erwähnt, an dem Geschmacke der Zeit, dem Chodowiecki stets mit Grazie, aber unter Wahrung seiner Eigenart und Selbständigkeit zu huldigen wußte.

Entsprechend der Berühmtheit Chodowiecki's hatten gerade die angesehensten Kalender ihn als Mitarbeiter zu gewinnen gewußt. Nach der Sitte der Zeit erschienen sie gleichzeitig in einer deutschen und in einer französischen Ausgabe. Die Titel der vier Kalender, für die Chodowiecki während eines mehr als dreißigjährigen Zeitraumes vorwiegend thätig gewesen ist, lauten folgendermaßen: 1) Genealogischer Calender, später: Historisch genealogischer Calender. Berlin. — Almanac généalogique. A Berlin. Chodowiecki erscheint als Mitarbeiter von 1770 bis 1803. 2) Gothaischer Hof Calender. — Almanac de Gotha. 1778 bis 1794. 3) Göttinger Taschen Calender. — Almanac de Goettingue. 1778 bis 1794. 4) Königl: Großbr: u: Churf: Braunschw: Lüneb: Genealogischer Kalender, später: Königl. Grosbritannischer Historischer Genealogischer Calender. Lauenburg. — Almanac généalogique. A Lauenbourg. 1778 bis 1796. Außerdem lieferte Chodowiecki Beiträge für etwa ein Dutzend anderer Kalender, Taschen-

bücher und Jahrbücher, von denen nur einige genannt seien: Sprengel's Jahrbuch der merkwürdigsten neuen Weltbegebenheiten, 1784 und 1786; Ehrenberg's Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer, 1795 f.; Becker's Taschenbuch und Almanach zum geselligen Vergnügen, 1795 bis 1801; Lang's Almanach und Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden, 1796—1802; Neuffer's Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung 1799 f.; Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet, 1800.

Wie der gedruckte Inhalt dieser gesammten periodischen Litteratur mit dem eigentlichen Kalender, der zuweilen ganz fehlte, in einem sehr losen oder in gar keinem Zusammenhange stand, so verhielt es sich auch mit den künstlerischen Beigaben. Ursprünglich knüpfte der bildliche Schmuck des Kalenders einerseits an seine astronomische Grundlage, die Zeichen des Thierkreises, andererseits an seine Bestimmung für das menschliche Leben an. Schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts begegnen uns in dem Kalendarium eines französischen Psalmenbuches Bilder, in denen die Beschäftigungen oder Vergnügungen der zwölf Monate des Jahres dargestellt sind, ein Motiv, das seitdem in unendlich häufigen Variationen als Kalenderschmuck verwendet worden ist. Diese Beziehungen wurden um so mehr außer Acht gelassen, je höher die litterarische Bedeutung der Kalender stieg. Man legte nunmehr Gewicht auf ein künstlerisch illustriertes Titelblatt, setzte wohl ein fürstliches Porträt daneben, brachte einige Tafeln mit der neuesten Mode in Kleidung und Kopfputz und schaltete zwischen die Monate des eigentlichen Kalenders oder an anderen Stellen zwölf oder weniger Bilder ein, deren Inhalt durch den Wunsch des Verlegers oder des Herausgebers, durch die Neigung des Künstlers, vor allem aber durch den Geschmack des Publikums bestimmt wurde.

Chodowiecki lieferte Beiträge in jeder dieser Gattungen von Bildern. Von großem künstlerischen Reiz sind fast alle seine Arbeiten, z. B. auch die Kleidermoden und Frisuren; aber seinen Ruhm verdankt er als Illustrator von Kalendern und Taschenbüchern den Monatskupfern und den übrigen Blättern mit ähnlichen Darstellungen. Der Inhalt dieser zahlreichen Bilder läßt sich in drei Gruppen scheiden: entweder illustrieren sie die Werke von Schriftstellern, oder sie stellen geschichtliche Ereignisse dar, oder sie schildern als eine Art von Zeitspiegel die Geistesrichtung und die Sitte der Chodowiecki'schen Epoche. Die Motive dieser letzten Gruppe stellen an den Künstler die höchsten Anforderungen, und die Gerechtigkeit und Billigkeit verlangt es, bei der Beurtheilung der hierher gehörigen Radierungen zu bedenken, welche Schwierigkeiten die Bearbeitung solcher abstrakt psychologischen Stoffe mit sich bringt, und wie leicht es ist, die Ausführung zu kritisieren. Andererseits sind diese Bilder aber auch die anziehendsten,

da sie vor allen anderen geeignet sind, uns den Meister von seiner bedeutendsten, charakteristischen Seite zu zeigen: als den klugen Menschenkenner, den scharfen Beobachter, den ausgezeichneten Darsteller des Charakters und des Temperaments, des intellektuellen und sittlichen Gehalts der Individuen und ganzer Gruppen von Individuen, mit einem Worte als den „Seelen-Zeichner", wie ihn Lichtenberg zuerst genannt hat.

Es hatte seinen guten Grund, daß gerade der „Göttinger Taschen Calender" durch sechs aufeinander folgende Jahrgänge, von 1778 bis 1783, und auch später solche Zeitspiegelbilder von Chodowiecki's Hand brachte.

Der Buchhändler Johann Christian Dieterich in Gotha, der im Jahre 1760 ein zweites Geschäft in Göttingen gegründet hatte, gab seit der Mitte der sechziger Jahre den „Gothaischen Hof Calender" heraus. Er verkaufte später das Geschäft in Gotha an seinen Commis Ettinger, der auch den Kalenderverlag übernahm, und widmete sich ganz seiner Göttinger Firma, die er zu hoher Blüte brachte. Als eine Art von zweiter Fortsetzung des „Gothaischen Hof Calenders" gab Dieterich seit 1776 den „Göttinger Taschen Calender" heraus, der gleichzeitig in französischer Sprache als „Almanac de Goettingue" erschien. Die Übersetzung wurde von 1778 ab von dem Professor der französischen Sprache Isaac von Colomb du Clos angefertigt. Redakteur der ersten zwei Jahrgänge des Kalenders war der Professor der Naturkunde Erxleben, welcher 1777 im jugendlichen Alter von dreiunddreißig Jahren starb. An seine Stelle trat der Professor der Physik und Mathematik Georg Christoph Lichtenberg, ein intimer Freund des Verlegers Dieterich.

Obwohl Lichtenberg als Gelehrter nicht ohne Bedeutung und als akademischer Lehrer einflußreich und beliebt war, so würde sein Name heutigen Tages doch erloschen sein oder allerhöchstens in einer Geschichte der von ihm vertretenen Wissenschaften genannt werden, wenn er nicht gleichzeitig als ein eigenthümlich glänzender Stern vom Himmel des deutschen litterarischen Klassicismus zu uns herüberleuchtete. Noch schwankt sein schwer zu fassendes Bild in der Geschichte der Litteratur. Aber darüber herrscht unter den Einsichtigen Übereinstimmung, daß er trotz mancher Schwächen einer der scharfsinnigsten Beobachter seiner selbst und anderer, ein weit blickender Kenner seiner Zeit und ihrer Litteratur, einer der witzigsten Beurtheiler ihrer Fehler, ein konsequenter Denker von philosophischer Tiefe, aber auch ein phantasiereicher und durchaus selbständiger Schriftsteller von ausgeprägter Eigenart gewesen ist. In der Fülle des ihm zu Gebote stehenden Wissens und in der Fähigkeit, diesen Reichthum jederzeit für seine schriftstellerischen Arbeiten zu verwerthen, erinnert er an Jean

Paul. Aber die mathematische Nüchternheit, die auch seinen Witz und seine Satire lenkte, kennzeichnet den ausgesprochenen Prosaiker.

Lichtenberg redigierte den „Göttinger Taschen Calender" von 1778 bis 1799 — er starb am 24. Februar 1799 — und schrieb mit wenigen Ausnahmen alle Aufsätze selbst. Meistens waren es Beiträge naturwissenschaftlichen, anthropologischen, geschichtlichen, humoristischen Inhalts oder auch Berichte über neue Moden und Erfindungen, schließlich allerhand Mittheilungen verschiedenster Art, womit er das Publikum unterhielt. Aber auch ein Theil der so berühmt gewordenen Erklärungen der Hogarth'schen Kupferstiche erschien hier in ihrer ersten Form, und Lichtenberg sagt selbst in der Vorrede zu der ersten Lieferung der ausführlichen Erklärung, daß diese Proben mitunter das Beste waren, was er zu geben hatte. Aus dem Nachruf, den der „Göttinger Taschen Calender" auf das Jahr 1800 „Lichtenberg, dem Unvergeßlichen" weihte, können wir am besten ersehen, daß er als Kalenderschreiber eine weit höhere Bedeutung hatte, als er selbst anzunehmen geneigt war. „Alle Liebhaber angenehmer Unterhaltung und tiefsinniger Forschung", so heißt es da, „haben mit Wehmuth die Nachricht von Lichtenbergs Tode vernommen. Niemand wird indessen die Größe dieses Verlustes schmerzlicher empfinden, inniger fühlen als die Leser unseres Taschen-Kalenders, welche er alle Jahre so belehrend unterhielt und so unterhaltend belehrte. Auf eine seltene Weise vereinigte dieser große Geist Eigenschaften, die man sonst für unverträglich hielt, Wiz und Scharfsinn. Gleich seinem Lehrer, Gönner und Freunde, dem Nestor der deutschen Mathematiker — Kästner —, besaß er die beneidenswürdige Gabe, von der tiefsinnigsten Untersuchung zu dem gefälligsten Scherze und von diesem ebenso schnell wiederum zu jener überspringen zu können. Bewundernswürdig war die Kunst, mit der er in dem unansehnlichen Gewande eines Taschen-Kalenders die erhabensten Gedanken über die Größe des Welt-Gebäudes vortrug. Sein Geist umfaßte Alles, das Größte wie das Kleinste. Mit derselben Genauigkeit erläuterte und erklärte er die Zerrbilder des wizigen Satyrikers Hogarth und die Monds-Charte des großen Göttingischen Astronomen Tobias Mayer ... Unerschöpflich war seine Laune, beißend sein Wiz, und (was ihn vor den meisten Satyrikern auszeichnet) seine Pfeile trafen größten Theils nur die Sache, selten die Person, niemals aber einen Gegenstand, der Anderen heilig oder ehrwürdig war. Welch eine Fülle der trefflichsten psychologischen Beobachtungen enthält seine Schrift über die Physiognomik! u. s. w.".

Die Aufsätze über Hogarth begannen mit dem Jahre 1784. Aber schon die sechs vorhergehenden Jahrgänge brachten ähnliches, nämlich die Erklärungen zu den von Chodowiecki gelieferten Monatskupfern. Daß einem Manne wie

Lichtenberg, der die ganze zeitgenössische Litteratur mit Aufmerksamkeit verfolgte, die Leistungen Chodowiecki's auf dem Gebiete der Buchillustration nicht entgangen waren, ist selbstverständlich. Vornehmlich waren es die ausgezeichneten Bilder zu Friedrich Nicolai's „Sebaldus Nothanker", an denen er Gefallen gefunden hatte. Nachdem er die eigenthümliche Begabung des Künstlers für die Behandlung psychologischer Motive in ihrer vollen Bedeutung erkannt hatte, zögerte er nicht, ein solches Talent für seine eigene physiognomische Theorie und gleichzeitig für den „Göttinger Taschen Calender" nutzbar zu machen. Es genierte den streitbaren Feind und Kritiker jeglicher Phantasterei wenig, daß Chodowiecki erst kurz zuvor Illustrationen zu den „Physiognomischen Fragmenten" Lavater's geliefert hatte, und auch wir müssen zugestehen, daß der Meister seinen richtigen Platz an der Seite des Göttinger Professors hatte; denn die Kunst des einen und die Wissenschaft des andern bewegten sich auf demselben Boden des Realismus.

Es ist merkwürdig, wie groß die Ähnlichkeit zwischen Lichtenberg und Chodowiecki in psychologischen und physiognomischen Dingen ist. In seiner Schrift „Über Physiognomik" beklagt Lichtenberg es, daß in Deutschland „die Selbstbeobachtung und Kenntniß des Menschen in einem fast schimpflichen Verfall liegt". Die tiefsten Denker seien gemeiniglich die schlechtesten Physiognomen, heißt es an einer späteren Stelle. „Von meiner ersten Jugend an", sagt er in der Einleitung zur zweiten Auflage, „waren Gesichter und ihre Deutung eine meiner Lieblings-Beschäftigung[en]. Ich habe mich und Andere gezeichnet, ehe ich die geringste Absicht sah. Ich habe nicht einzelne Blätter, sondern Dutzende von Bogen voll Gesichter gekrizzelt und ihre Bedeutung nach einem dunkeln Gefühl darunter geschrieben, oft mit einzeln[en] Worten und oft in Zeilen: Oekonomie; noch zur Zeit nicht gehenkt u. d. gl. ... Im Jahre 1770 sowohl als in 1774 und 1775 stellte ich in England mit großem Eifer physiognomische Beobachtungen an, die oft so gefährlich waren als die über Gewitter-Elektricität, u. s. w." Die Selbstbeobachtung und das Studium anderer Menschen übte er, so lange er lebte; hinderte Krankheit den schwächlichen Mann auszugehen, so stand er gern an einem Fenster seiner Wohnung, blickte hinab auf das Thun und Treiben der Vorübergehenden und machte aus ihren Gebärden und Mienen psychologische Rückschlüsse. Gleichermaßen schärfte Chodowiecki sein Künstlerauge durch unablässiges Studium der Menschen selbst, der Art und Weise, wie ihre Affekte und Leidenschaften äußerlich zu Tage treten, der körperlichen Merkmale des Lasters und der Tugend. Seine Skizzenbücher aus den Jahren 1758 bis 1762 enthalten den Beleg dafür, daß sich der Übergang zum Realismus bei ihm in dieser Weise vollzog. Was sich ihm nur bot an charakteristischen Gestalten

und Gesichtern im Hause oder vor den Fenstern, suchte er mit flüchtigen Strichen festzuhalten: die Mitglieder seiner Familie, die zu Besuch kommenden Freunde und Freundinnen; die Erscheinungen der Straße, Handwerker und Marktfrauen, Soldaten, Spaziergänger und Bettler — kurz, Menschen aller Gesellschaftskreise, jeden Alters und beider Geschlechter. „Ich zeichnete nebenher", so erzählt er selbst. „War ich in Gesellschaft, so setzte ich mich so, daß ich die Gesellschaft oder eine Gruppe aus derselben oder auch nur eine einzige Figur übersehen konnte, und zeichnete sie so geschwind oder auch mit so vielem Fleiß, als es die Zeit oder die Stätigkeit der Personen erlaubte. Bat niemals um Erlaubniß, sondern suchte es so verstohlen wie möglich zu machen; denn wenn ein Frauenzimmer (und auch zuweilen Mannespersonen) weiß, daß man's zeichnen will, so will es sich angenehm stellen und verdirbt alles, die Stellung wird gezwungen. Ich ließ es mich nicht verdrießen, wenn man mir auch, wenn ich halb fertig war, davonlief; es war doch so viel gewonnen. Was habe ich da zuweilen für herrliche Gruppen mit Licht und Schatten, mit allen den Vorzügen, die die Natur, wenn sie sich selber überlassen ist, vor allen den so gerühmten Idealen hat, in mein Taschenbuch eingetragen! ... Ich habe nach Gemälden wenig, nach Gips etwas, viel mehr nach der Natur gezeichnet. Bei ihr fand ich die meiste Befriedigung, den meisten Nutzen; sie ist meine einzige Lehrerin, meine einzige Führerin, meine Wohlthäterin." Auf diese Weise eignete sich Chodowiecki, ähnlich wie Lichtenberg, eine psychologische Feinfühligkeit an, der auch die leiseste Nuance im Äußeren der menschlichen Natur nicht entging. Aber auch die Echtheit der Gesinnung, das Streben nach Wahrheit, die scharf ausgeprägte Selbständigkeit sind beiden gemeinsam. Daß Lichtenberg sich dieser nahen geistigen Verwandtschaft mit dem Künstler sehr wohl bewußt war, geht am deutlichsten aus einem Briefe hervor, den er ihm im Jahre 1779 schrieb, als er mit ihm wegen der illustrativen Ausstattung eines „Orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romanen-Dichter und Schauspieler" in Unterhandlung stand. „Es ist noch nichts darin gethan", so schreibt er, „weder vom Zeichner noch Kupferstecher, und in der That werde ich vor Ew. Wohlgeboren gar nichts darin thun. Denn ein Mahler, der mir das, was ich dictire, von Wort zu Wort, wenn ich so reden darf, ohne selbst beobachtet zu haben, hinzeichnet, wenn ich einen solchen finden könnte, kann ich nicht brauchen. Es muß nothwendig einer seyn, der mich versteht, ehe ich ausgeredet habe; der das durch eigene Beobachtung ersetzt, was sich nicht in Worte bringen läßt, mit einem Wort, bey dem nicht sowohl Eingebung als nur Erinnerung vom Schriftsteller nöthig ist, und den außerhalb Berlin oder in Berlin außer Ihrem Hause zu suchen, möchte wohl eine vergebliche Arbeit seyn." Solchen Worten gegenüber kommt es wenig

in Betracht, daß Lichtenberg in seinen vertrauten Briefen an Dieterich auch wohl einmal abfällig über Chodowiecki urteilt und einen kräftigen Ausdruck gebraucht. Das war so seine Art und im Grunde genommen wohl nur ein Ausfluß des Ärgers, den die Redaktion des Kalenders mit sich brachte. Ein höchst amüsantes Schreiben dieser Art wird der demnächst erscheinende zweite Band der neuen Sammlung von Lichtenberg's Briefen, herausgegeben von Albert Leitzmann und Carl Schüddekopf, bringen. „Mein lieber Dieterich", schreibt Lichtenberg — es muß im Jahre 1782 gewesen sein —, „Herr Chodowiecky ist ein hochmüthiger Bengel, und am Ende kan er doch wahrlich nichts zeichnen als Gesichterchen und Steifstiefel. Sage ihm, wenn ich weiter nichts zu thun hätte als Vignetten und Calenderkupfer zu erfinden, so wolte ich ihm, ob ich gleich selbst keine Frau hätte, wenigstens zu 12 Calendern die Kupfer erfinden, die alle von ihrer Aufführung bald nach der Hochzeit hergenommen seyn solten." Zum Schlusse lenkt er ein: „Fast hätte ich die Hauptsache vergessen. Wenn Chodowiecky etwas aus den Narren machen kan, so lasse es ihn machen. Ich bin es gerne zufrieden." Mit den „Narren" ist das Centifolium Stultorum gemeint, das Chodowiecki den Kalenderkupfern für das Jahr 1783 zu Grunde legte.

Die persönlichen Beziehungen wurden von Lichtenberg's Seite angeknüpft. Ihr Anfang fällt in die zweite Hälfte der siebziger Jahre, also in die Zeit, da Lichtenberg sich vorwiegend mit Physiognomik beschäftigte.

Von dem großen vierbändigen Hauptwerke Lavater's waren in den Jahren 1775 bis 1777 die ersten drei Bände erschienen und hatten ihren Verfasser schnell berühmt gemacht. Alle Welt trieb die neue und unterhaltende Kunst; Niedersachsen war, wie Lichtenberg sagt, von einer Raserei für Physiognomik befallen, und um etwas gegen die „Seuche" zu verschreiben, bediente er sich des Kalenders. Er schrieb die Abhandlung „Über Physiognomik; wider die Physiognomen" und forderte gleichzeitig Chodowiecki auf, durch eine geschlossene Folge von Illustrationen einen am Schlusse des Aufsatzes ausgesprochenen Gedanken auszuführen. Es handelte sich darum, wie es an der betreffenden Stelle heißt, „denselben Knaben und dasselbe Mädchen auf zween verschiedenen Pfaden des Lebens vorgestellt zu sehen; und zwar sollte ihre Geschichte mehr durch Züge des Gesichts als Handlung gezeigt werden". Der Künstler leistete dem Antrag Folge, und Lichtenberg führte sich in der vorteilhaftesten Weise als Kalenderredakteur ein, indem er den nächsten Jahrgang, 1778, mit seiner eigenen Abhandlung und mit Chodowiecki's Kupferstichen eröffnete.

Lavater ging bekanntlich von dem Gedanken aus, daß wir in den Linien des menschlichen Profils, also in der Form des Kopfes, zuverlässige Merkmale für die Bestimmung des Charakters haben, und suchte nun mit Aufwand eines

umfangreichen Materials von dieser Basis aus die Physiognomik zur Wissenschaft zu erheben. Lichtenberg verwarf diese Methode und die ganze landläufige Physiognomik, setzte aber an deren Stelle die Pathognomik oder „die Kenntniß der natürlichen Zeichen der Gemüthsbewegungen, ... die unwillkührliche Gebehrdensprache, die von den Leidenschaften in allen ihren Gradationen über die ganze Erde geredet wird. Verstehen lernt sie der Mensch gemeiniglich vor seinem 25. Jahr in großer Vollkommenheit. Sprechen lehrt sie ihn die Natur, und zwar mit solchem Nachdruck, daß Fehler zu machen zur Kunst ist erhoben worden. Sie ist so reich, daß bloß die süssen und sauren Gesichter ein Buch füllen würden, und so deutlich, daß die Elephanten und die Hunde den Menschen verstehen lernen. Dieses hat noch Niemand geläugnet." Die Gellert'sche Physiognomik, die vom Charakter auf die Gesichtsbildung schließt, aber nicht umgekehrt, sei die einzig wahre, meint Lichtenberg, wenn es eine wahre gebe; sie sei für die Tugend allemal von unendlichem Nutzen und lasse sich in wenig Worte fassen: Tugend macht schöner — freilich nicht im Winckelmann'schen Sinne des Wortes —, Laster häßlicher. „Die pathognomischen Abänderungen in einem Gesicht sind eine Sprache für das Auge, in welcher man, wie der größte Physiologe sagt, nicht lügen kan. ... Was unserm Urtheil aus Gesichtern noch so oft einige Richtigkeit giebt, sind die ... untrüglichen Spuren ehmaliger Handlungen, ohne die kein Mensch auf der Strase oder in Gesellschaft erscheinen kan. Die Liederlichkeit, der Geiz, die Betteley 2c. haben ihre eigene Livree, woran sie kenntlich sind. ... Physiognomik ist also äusserst trüglich. Die wirkenden Leidenschaften haben zwar ihre Zeichen und lassen oft merkliche Spuren zurück, das ist unläugbar, und daher rührt das, was die Physiognomik Wahres hat. ... In den Bewegungen der Gesichtsmuskeln und der Augen liegt das Meiste, jeder Mensch, der in der Welt lebt, lernt es finden; es lehren, heißt den Sand zählen wollen."

Der Erfolg des Lichtenberg'schen Aufsatzes und der von Chodowiecki gelieferten Kupfer, zu denen Lichtenberg noch Erläuterungen schrieb, war ein ganz außerordentlicher. Schon im Januar 1778 war die für damalige Verhältnisse sehr starke Auflage von 8000 Exemplaren fast vergriffen, so daß sich Lichtenberg entschloß, eine zweite, vermehrte Auflage seiner Streitschrift in einer Sonderausgabe erscheinen zu lassen. Der Fortgang der Fehde zwischen Lavater und Lichtenberg gehört nicht hierher.

Chodowiecki blieb siebzehn Jahre hindurch ohne Unterbrechung Mitarbeiter am Kalender, und fast regelmäßig gab Lichtenberg, je nach den Umständen, entweder gehaltvolle und witzige oder kurz erläuternde Erklärungen zu den vom Publikum mit Spannung erwarteten Kupfern.

Die hier reproducierten ersten sechs Jahrgänge bilden insofern eine geschlossene Reihe, als die Darstellungen sämmtlich psychologische Motive behandeln. Die moralisierende Tendenz, die gleichzeitig zu Tage tritt, entsprach der Richtung jener Zeit. Daß wirklich vorhandene Zustände die Unterlage für die Wahl der Stoffe bildeten, beweist am besten eine Stelle aus einer Kritik, die in den angesehenen „Miscellaneen artistischen Inhalts. Herausgegeben von Johann Georg Meusel" erschien. Im dritten Heft bespricht der anonyme Recensent — es war der Erfurter Privatgelehrte und Schriftsteller Christian Friedrich Timme — die Kupferstiche für das Jahr 1780 und sagt bei dieser Gelegenheit, daß jenes Decennium, dessen Charakter Empfindelei und Affektation sei, Epoche machen werde durch litterarische, ästhetische, philosophische und pädagogische Ziererei. „Möcht' es doch dem philosophischen Künstler gefallen", heißt es am Schlusse, „fortzufahren, seinen Grabstichel zur Geisel der Thoren zu machen und eine Charakteristik der Modenarrheiten unseres Zeitalters für unsere Nachkommen zu schildern!" Mit diesen Worten ist der Standpunkt bezeichnet, von dem aus die folgenden Blätter, soweit ihr Inhalt in Frage kommt, betrachtet und gelesen werden wollen.

Und wie gerne schauen wir rückwärts auf die kulturgeschichtliche Entwickelung unseres Volkes und der Menschheit. Mit Behagen weilt unser Auge auf den Darstellungen, die eine längst vergangene Zeit wieder vor uns aufleben lassen; mit Interesse lesen wir, was über Leben und Sitte, über Tugenden und Schwächen unserer Voreltern uns berichtet wird. Seit Jahrtausenden hat es Künstler und Schriftsteller gegeben, die ihrem Zeitalter den Spiegel vorgehalten haben; aber nicht jedes Zeitalter hat einen Chodowiecki und einen Lichtenberg aufzuweisen.

Daniel Chodowiecki's
Monatskupfer zum „Göttinger Taschen Calender"

nebst

Georg Christoph Lichtenberg's
Erklärungen.

1778—1783.

1778: Der Fortgang der Tugend und des Lasters.

Einiges zur Erklärung der Kupferstiche.

Was auch sophistische Sinnlichkeit eine Zeitlang dagegen einwenden mag, so ist der Satz gewiß: Es ist kein daurender Reitz ohne Tugend möglich, und die auffallendste Häßlichkeit vermag sich Reitze durch sie zu geben, die irgend jemand unwiderstehlich sind. Die Beyspiele dieser Art unter Personen beyderley Geschlechts sind freylich selten, aber nicht seltner als es die himmlische Aufrichtigkeit, bescheidenes Nachgeben ohne Wegwerfung seiner selbst, allgemeines Wohlwollen ohne dankverdienerische Geschäftigkeit, Ordnungs-Liebe ohne kleinliches Putzen, und Reinlichkeit ohne Geckerey im Anzug sind, die allemal jenen Reitz hervorbringen. Dem Verfasser sind Beyspiele hiervon von Frauenzimmern bekannt, die, wenn er sie hersetzen könnte, auch die Häßlichsten mit Muth erfüllen würden.

Das Laster hingegen kann auf ähnliche Art, wo es biegsamen Stof findet, in einem hohen Grade verzerren, zumal wenn dazu bey roher Erziehung und gänzlichem Mangel an Kenntniß sittsamer Falten, oder gar an Willen sie anzunehmen, es nicht ein einzigesmal des Tages, in irgend einer Stunde der bezahlten Pflicht, Zeit findet die Risse auszuflicken. Diese Betrachtungen haben den Verfasser längst begierig gemacht, von einem gebohrnen Beobachter des Menschen, der dabey ein großer Zeichner wäre, und in einer großen Stadt gelebt hätte, denselben Knaben und dasselbe Mädchen auf zween verschiedenen Pfaden des Lebens vorgestellt zu sehen; und zwar sollte ihre Geschichte mehr durch Züge des Gesichts als Handlung gezeigt werden. Diesen Gedanken eröfnete er endlich unserem Seelen-Zeichner Chodowiecky, der alle die erwähnten Eigenschaften in einem Grade besitzt, in welchem sie unser Vaterland noch nie beysammen gesehen hat. Er führte einen Theil davon zur Zierde dieses Almanachs aus, mit mehr als Hogarthischem Geist, wie man schon von ihm gewohnt ist, und auf eine Art, die dem Kenner Unterhaltung, und unsern jungen Lesern und Lese-

rinnen auch ausserdem Lehre gewähren wird. In den untern Köpfen ist er in etwas von diesem Plan abgegangen, wodurch diese Blätter nicht wenig gewonnen haben. Es erscheinet da nicht immer dieselbe Person. Das Laster hat hundert Gestalten. Man sieht also da Stationen verschiedener Reisen zum Verderben, die das Kind unternommen haben könnte. Welches Glück für die Tugend, wenn das Laster immer so gezeichnet wäre! Es ist es aber leider nicht. Mit nachstehenden Erklärungen will der Verfasser keines Menschen Urtheil vorgreifen. Er würde zuweilen mit mehrerer Dreistigkeit geredet haben, wenn er wüste, ob die Personen nicht verkleidet wären, wenn er sie alle lächeln, alle bey Nachrichten vom Glück ihrer Bekannten gesehen, oder mit ihnen gegessen und getrunken hätte.

[1]) Blatt 1. und 7.

Diese Blätter enthalten redende, himmlische Unschuld, bey gänzlicher Unbestimmtheit des Charakters. Im Knaben, Ausdruck horchender Wißbegierde mit Lenksamkeit. Im Mädchen, ähnlicher Ausdruck geringerer Kraft; minder prüfendes und mehr gefälliges. Den zarten Keim unschuldigen Bestrebens zu gefallen, und schon jetzt mit dunkler Ahndung für den Schmuck künftiger Reitze zu sorgen, hat der Zeichner in diesem unschuldigen Kinde mit einer Feinheit angedeutet, die selbst gefunden seyn will, und vielleicht schon durch diese Hinweisung verlohren hat. Unten stehen auf beyden Blättern stark redende Insignien der Pfade die sie wählen können.

Blatt 2. und 8.

Hier ist, wie man sieht, schon mehr als blos gewählt, obgleich die untern Köpfe gerne noch einmal wählten, wenn es ihnen frey stünde.

2. I) Gewissens-Ruhe, gesetzter Muth und zur Natur werdender Vorsatz, nicht um ein Haar mehr scheinen zu wollen, als man ist: der gröste Putz des

---

[1]) Chodowiecki selbst hat folgende kurze Erläuterungen gegeben: „1) Ein junger Mensch hatt die Wahl der Studien oder dem Spiel oder der Schwelgerei nachzuhängen. 2. I) Er ist ein Brauchbarer junger Mann geworden. 2. II) Ein Herumschwärmer. 3. I) Er ist in ein Amt getreten. 3. II) Elend und verschuldet. 4. I) Macht Fortschritte. 4. II) Kranck und gefangen. 5. I) Hatt sich zur Ruhe begeben. 5. II) Im Hospital. 6. I) Stirbt hoffnungsvoll. 6. II) Verzweifelnd. — 7) Ein junges unschuldiges Mädchen hatt die Wahl zwischen Arbeitsamkeit und Zeitverschwendung. 8. I) Ist in der Tugend aufgewachsen. 8. II) In der Liederlichkeit. 9. I) Verheyrathet und glücklich. 9. II) Kranck und leidend. 10. I) Erzieht seine Kinder. 10. II) Läuft liederlichen Kerln nach. 11. I) Als Matrone von ihren Kindern unterstützt. 11. II) Hatt gestohlen und wird gemißhandelt. 12. I) Als Gros Mutter von ihren Enkeln geliebkost. 12. II) Arm und verlassen."

(Anmerkung des Herausgebers.)

Tugendhaften, und selbst des Lasters erträglichster Anzug. In diesem Kopf, so wie in den folgenden, in dieser Laufbahn, ist etwas, was Hogarth suchte und nicht finden konnte.

II) Innere Unruhe, Gewissens-Vorwürfe, Unzufriedenheit mit sich selbst, ohne Kraft zum Entschluß sich zu bessern. Kriechende Bosheit, und im Ganzen eine ruchlose Unbestimtheit, die den Weg zum Galgen sehr abkürzt, wenn nicht Stand und Familie noch etwas entgegen arbeiten. Mir scheint er nur noch einen Schritt von den Schranken des peinlichen Gerichts abzustehen, den er eben thun will, mit einer anfangenden Verbeugung gegen den Richter.

8. I) Kein Kenner der Tugend wird seinen Beyfall diesem jungfräulichen Gesicht versagen, das ihn so wenig sucht. So sieht Unschuld aus, die im Gefühl ihres Werthes glücklich ist, ohne in Deutlichkeit darauf stolz zu seyn. Hier ist noch wenig Geschichte, und also Erklärung überflüßig. Sie scheint in Gedanken versunken, die man aber dieser großäugigten, himmlischen Unschuld nicht erklären muß.

II) Hier ist destomehr Geschichte. Spuren großer Revolutionen überall. Durch Laster und seine Krankheiten selbst in eckelhafte Häßlichkeit versunkene weibliche Gestalt, und durch den Friseur bey den Haaren wieder mit Mühe etwas herausgezogen. Nur noch die Formen des Lächelns mit Liqueur aufgefrischt, ohne die Bedeutung. Die ist längst verkauft. Die Scheußlichkeit des äusseren Winkels am rechten Auge scheint dieses trockene Präparat selbst gefühlt zu haben, daher sind ihm die Pflästerchen zum Trost zugegeben. Man vergleiche die Augenbraunen und Augenlieder der beyden Köpfe dieses Blats. Schade, daß man bey dem unteren die Schminke nicht sehen kann. Wer in großen Städten gewesen ist, wird sie zu sehen glauben.

Blatt 3. und 9.

3. I) Offenbar derselbe, den wir als Knaben und Jüngling gesehen haben. Mit gesicherter Festigkeit, so weit entfernt ein Originalkopf werden zu wollen, wenn er von Natur keiner ist, als auf der Heerstraße zu rauben.

II) Kein so furchtbarer Bösewicht als der vorhergehende. Aus der Mine sieht nicht sowohl der Tiger, als der gefangene Fuchs. Nach meiner Empfindung versteht er sich aufs Goldmachen, hat aber grade jetzt keines. Sein leibliches Vermögen scheint bis auf diesen Rock geschmolzen, und sein geistliches bis auf ein bisgen Muttersprache, das er vermuthlich lehnen würde, wenn er nicht lieber auf seine Geburt bettelte. Die Nase ist von der Art derjenigen, die Shakespear, des Elements wegen, worin sie leben, Salamander nennt, und

zeigt deutlich, was für Trost dieser Held seiner Seele zu reichen pflegt, wenn ihn sein Schicksal drückt.

9. I und II) Verdienter Lohn für vergangenes Leben, in beyden Köpfen auf den Wangen eingeerndtet. Wie charakteristisch sind nicht die Armbänder der unteren, in diesem schrecklichen Zustande. Für manche Gegenden ist es nöthig zu erinnern, daß die obere Figur nicht die Amme, sondern die Mutter ist.

Blatt 4. und 10.

4. I) Ueberall durchscheinende Güte, entgegen kommendes, allgemeines Wohlwollen und sich fühlende Redlichkeit.

II) Die Nase ausgenommen, könnte dieser Kopf aus dem untern auf dem 2ten Blatt geworden seyn. Er enthält das ganze Alphabet von Ausdrücken abgehärteter, entschlossener Bosheit. Dieses Ding scheint mir auf kurze Zeit vom Galgen herab in den schweren Dienst des Müßiggangs gepreßt, und wird bey erster Gelegenheit nach dem Galgen zurück kehren. Die Strafe, die die Natur auf das Laster setzt, hat er bereits empfangen, und erwartet nur den Gnadenstoß der Obrigkeit.

Beyde sind in Gedanken. Dem oberen scheinen die seinigen den Lohn für irgend eine gute That auszuzahlen, beym untern verrichtet sie Henkers-Dienste.

10. I und II) Hier ebenfalls stark angedeuteter Lohn in den Minen des Gesichts und den Umständen. In II) haben Anlockung und Sprödigkeit die Stellen gewechselt, um das Laster in seiner grösten Erniedrigung zu zeigen. Die Heldin findet einen Spröden in einem Kerl, dessen Mine sonst wenig Delicatesse verspricht.

Blatt 5. und 11.

5. I) Wer die Anmuth kennen lernen will, womit ruhiges Gewissen, Einfachheit im Thun, auch selbst im Alter das Gesicht überzieht, der betrachte den Kopf dieses redlichen, bedächtlichen Alten. Wer wird einen Mund wie dieser, den kein Fältgen des Gesichts Lügen straft, nicht gerne reden hören, er predige nun Erfahrung und Weisheit, aus welcher Facultät er wolle? Trost müste vor einem solchen Arzt hergehen, und Zutrauen ihm überall entgegen eilen.

II) Von innerem Frieden ist, aus den gefährlichen Falten über dem linken Auge zu schliessen, nur noch das letzte Endchen übrig, so wie von der Pfeife, womit er sich tröstet. Die Ober-Lippe, die bis an den Mundwinkel einerley Breite behält, verräth viel feine Welt. So wie er ist, kenne ich seinen Stand nicht. Hielte er in der Hand, womit er den leeren Kopf unterstützt, eine Feder,

so würde ich die Oeffnung, durch die wir ihn sehen, für ein Dachfenster, und das Zimmer für ein modernes kritisches Comtoir in unserm Vaterlande ansehen.

u. I) Die Mutter in der Gesellschaft ihres Sohnes. Auf ihrem Gesicht glaube ich innere Freude und gerechten mütterlichen Stolz auf ihren Begleiter zu erkennen.

II) Die Heldin auch in Gesellschaft. Es wäre schrecklich, wenn es die Gesellschaft des Sohnes wäre. Man betrachte die Augen und den Mund. Der scheußliche Affekt gewinnt noch durch die von Betrunkenheit erschlafften Wangen, die ihm kaum mehr gehorchen.

Blatt 6. und 12.

Diese bedürfen keiner Erklärung. Es sind letzte, allen verständliche Scenen. Ich mache nur ein paar Anmerkungen über die von Kindes-Kindern umgebene Matrone. Ein gewisser Schriftsteller sagt, daß ein lasterhaftes, häßliches altes Weib der scheußlichste Gegenstand der Natur sey. Umgekehrt läßt sich aber auch sagen, daß die häußliche Matrone, auf deren Gesicht sich, wie hier, so viele nicht zu verkennende Spuren von Güte und Heiterkeit der Seele zeigen, einer ihrer verehrungswürdigsten ist. Alter macht nie ein Gesicht häßlich, dem eine Seele zugehört, die sich ohne Maske zeigen darf. Es nimmt nur die schönfarbigte Larve weg, unter der sich Coquetterie, Eigensinn und Bosheit versteckten. Wo sehr häßliches Alter ist, da hätte ein ruhiger Beobachter auch schon die Häßlichkeit im Mädchen gesehen. Es ist nicht schwer; und handelte der Mensch nur immer nach Ueberzeugung, anstatt sich auf Rechnung des Zufalls mit Hofnung zu schmeicheln, so würden glückliche Ehen minder selten seyn, und wie Shakespear sagt, nicht mit dem Band, das Herz knüpfen soll, so oft aller zeitliche Frieden strangulirt werden.

1779: Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens. Erste Folge.

Etwas zur Illumination der Kupferstiche zu diesem Calender.

Ich schlug Hrn. Chodowiecky zur Zierde unsers dießjährigen Almanachs vor, Natur und Affektation in verschiedenen Auftritten des menschlichen Lebens, aus seinem Schatz von Beobachtungen gezogen und mit seiner Kunst ausgeführt, neben einander zu stellen. Weiter habe ich keinen Antheil an diesen Stücken, weder in der Art der Ausführung noch in der Wahl der besondern Gegenstände. Jedermann sieht, es sind Bilder zu dem großen Roman, den wir alle, der eine mehr der andere weniger aufmerksam gelesen haben, und Scenen aus dem Schauspiel, das wir täglich ansehen, und in welchem wir nicht selten mitspielen, es sey nun in Scenen die mit ungraden Zahlen bezeichnet sind, oder in welchen mit graden.

(1)

Ein allerliebst-gnädiges Paar Kinder, von der Fußsohle bis auf den Scheitel voller Ausdruck von Papa's Thorheit und Mama's geschmackloser Eitelkeit. So wie Papa und Mama von ihrer Seite nicht wenig Geisteskraft verschwendet zu haben scheinen, die Oberfläche ihrer Kinder ihrer eigenen ähnlich zu schmücken, so scheint von der seinigen der Informator mit dem ganzen Körper beschäftigt, den Geist der Kinder nach denselben erhabenen Mustern zu modeln. Daß der Satz, den er jetzt vorträgt, äusserst epineus, und, wie alles epineuse wichtig ist, sieht man aus den Fingern der linken Hand und den Zähen des rechten Fußes. Daß aber derselbe Satz nach dem Hieb, den ihm der Hr. Informator vermuthlich versetzt hat, bereits in ein Paar ganz leichte Sätzgen zu zerfallen anfängt, liest man durch den ganzen rechten Arm hinauf, und in der Natur würden die Oscillationen der Lämmerschwänzgen an der Perücke gewiß unwiderstehlich seyn. Indessen sieht man aus den Minen des jungen Paares, daß es weder die Schwierigkeit des Sazes vor der Distinktion, noch dessen

Evidenz nach derselben sonderlich gefühlt hat; in der That ist auch weder das eine noch das andere zu dem Bal sonderlich nöthig, auf welchem sich diese Zwerge der Kunst diesen Abend werden sehen lassen.

Wir würden die ganze Rede des Informators hergesetzt haben, allein wir befürchteten den Vorwurf eines Plagiats von irgend einem angesehenen pädagogischen Schriftsteller unserer Zeit.

(2)

Ueberdachte und längst bewährt gefundene Lehre, mit sanft eindringendem Ernst und fast väterlichem Ansehen von der einen Seite gegeben, und von der andern mit Aufmerksamkeit, Respekt und Liebe angenommen. Wenn ich den Knaben auf dem zweyten Blat neben den auf dem ersten stelle, so dünkt mich, ich sähe den jungen Engländer neben dem jungen Deutschen[1]), wenigstens den letzteren wie er noch oft vor kurzem aussah. Der erste mit blühenden Wangen, lockigem, ungebundenem Haar, zur Reinlichkeit und zum Untertauchen. Die Künste zu gefallen sind ihm noch wenig bekannt, ein Paar Kleinigkeiten ausgenommen, die ihm die Natur beygebracht hat, ofnes unschuldiges Lächeln und Hände geben. Der andere durch ein schreckliches en coeur, Haarbeutel, Manschetten und Steinschnallen, bereits im achten Jahr so auf die Oberfläche gewöhnt, daß ihn 12 Jahre vernünftiger Erziehung nicht wieder hinein bringen würden, macht Reverenzen und Complimente im höchsten Geschmack hat die Ehre zu versichern und schätzt sich unendlich glücklich, und das mit seinem Hut unter dem Arm und seiner Einsicht auf der Zunge, zur innigsten Freude der weisen Eltern, — und aller derer, die sich auf Affen verstehen.

Der erste von seinem Lehrer zu einem klugen und rechtschaffenen Mann fürs künftige angelegt, blendet freylich jetzt wenig, wächst langsam aber harmonisch und gewiß: der andere von einem Gecken für heute abgerichtet, gelehrte Künste bey Tisch zu machen, wird bewundert bis ins 15 Jahr, von da mit stiller Erwartung angesehen, und dann im 22ten dem großen Orden vielwissender Gecken ohne Verstand einverleibt.

---

[1]) Die Resultate der englischen Knabenerziehung, die er aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, imponirten Lichtenberg sehr. Unterm 12. August 1776 schreibt er an seinen Freund Schernhagen in Hannover: „Wenn ich Kinder und Geld hätte, so schickte ich sie bis ins 15te Jahr nach England, bis ihnen das Selbstdencken habituell würde und ihr natürlicher Verstand gesichert wäre u. s. w." Auch in den „Pädagogischen Bemerkungen" (Vermischte Schriften. Neue Original-Ausgabe. Band 1. Göttingen 1867.) stellt er einem deutschen Knaben einen gleichalterigen Engländer, der eben aus der Schule von Eton zurückkommt, gegenüber; der Vergleich fällt, ähnlich wie hier, sehr zu Gunsten des Letzteren aus. (Anmerkung des Herausgebers.)

(3)

Dieſes Blat ſtellt einen Auftritt dar, den ich, ſo gemein und ſelbſt alltäglich er auch in der großen Welt iſt, doch nur mit einem ſehr ungemeinen Ausdruck zu bezeichnen weiß: Ein dialogiſches Selbſtgeſpräch, oder wenn man lieber will, ein Selbſtgeſpräch zwiſchen zwey Perſonen. Die Ungereimtheit, die bey der Benennung ſehr in die Augen fällt, wird freylich bey der Sache ſelbſt oft überſehen, weil überhaupt leſen und verſtehen noch immer leichter iſt, als beobachten, allein ſie iſt nichts deſto weniger da. Daß von dieſen beyden ſich jedes nur ſelbſt ſieht, ſelbſt hört, und nur mit ſich ſelbſt ſpricht, iſt, dünkt mich, kaum zu überſehen. Die Dame ganz in der rührenden Stellung einer Didone abbandonata, die mit den ſchönen Fingern der einen Hand ihre Zärtlichkeit in ein Recitativ ſpinnt, und mit der andern über Liebe klagt, als wäre Liebe Seitenſtich, fühlt und ſieht ſich ganz und allein hier, ſo gut wie vor dem Spiegel, aus dem ſie dieſes alles gelernt hat. Eben ſo vergnügt iſt der männliche Geck, der ihr gegen überſteht, mit ſich ſelbſt. Aus der Lage der Schultern und Hände ſieht man, daß er ſich in dem Genuß einer ſeiner Thaten befindet, die ſchlechterdings nicht weiſer, nicht glücklicher und nicht rühmlicher ausgeführt hätten werden können, als er ſie würklich ausgeführt hat. Er kann in ſeiner Vorſtellung nicht höher, und alles Beſtreben ſeines Körpers, ſie wo möglich noch zu überflügeln, iſt vergeblich; er würde fallen, wenn er höher wolte. Indeſſen ſcheint er in dem weitläuftigen Geſchlecht der Gecken, zu der minder unerträglichen Gattung zu gehören, die bey der allen gemeinen Selbſtgnügſamkeit noch einen Zuſatz von Schuß hat, wodurch ſie zuweilen ein Lächeln in der Geſellſchaft erregt, das ihr vortheilhaft iſt. Die Dame ſcheint würklich ſo etwas zu fühlen, und das iſt der einzige Zug ihres Geſichts, aus dem ſich die Gegenwart eines andern Geſchöpfs auſſer ihr beweiſen lieſſe. In dem Schnitt der Hecke dieſes Paradieſes hat uns der Künſtler eben dieſelbe ſchöne Natur dargeſtellt, die deſſen Bewohner belebt, ſprächen ſie nun noch überdas ein gebrochenes Franzöſiſch, ſo wäre die Scene vollkommen modern.

(4)

Dieſes ſind Deutſche, ſprechen deutſch, ſehen ſich und verſtehen ſich.

(5)

Wo Gott mit den Augen wenigſtens zu ſuchen iſt, zeigen uns drey unter dieſen vier betenden Hauptperſonen ſehr deutlich, und einer darunter weiſt uns noch überdas mit geballter Fauſt hin, wo der Sünder ſteht, und das trotzige Herz ſizt, das ſeiner Gnade bedarf. Wie auch dieſe Art von Andachtsbezeugung

im Grunde beschaffen seyn mag, so ist wohl so viel gewiß, sehr ansteckend ist sie in öffentlichen Versammlungen nicht, hingegen mehr als hinreichend, jede andere noch nicht fest gegründete im Nachbar gänzlich zu zerstöhren. Was überhaupt diese Bewegungen tadelhaft macht, ist, daß sie gesehen werden können. Wer so in seiner Kammer betet, betet schwerlich so in der Kirche, und umgekehrt ist man geneigt zu glauben, wer so in der Kirche betet, betet nie in seiner Kammer.

(6)

In dem Knieen der Betenden auf diesem Blat sehe ich wahre, sich mittheilende äusserliche Andacht, auch noch durch dasjenige durch, was blos sittsamer Gebrauch ist. Das Memento mori, das mit abgezehrten, viereckigten Armen hinter dem jungen Mann stehend betet, weil es nicht mehr knien kann, und sein Buch so fest hält, ist von dem fühlenden Künstler gewiß so gut hingestellt, als mit so wenigen Strichen, in einer solchen Entfernung auf einem solchen Blättchen nur immer möglich war.

Die bepolsterten Stellen zum Knieen und viereckten Fensterscheiben in der einen Kirche, und der harte Boden bey den runden Scheiben der andern, könnten zu allerley Betrachtungen Anlaß geben, zu denen ich aber überhaupt nicht sehr geneigt bin.

(7 und 8)

Daß der junge etwas zusammen getrunkene und gejagte Mann auf dem siebenten Blatt ein Deutscher ist, sieht man schon allein daraus, daß er fast aussieht wie ein Ausländer. Das ihm angetraute deutsche Produkt zur Rechten scheint ihm nicht völlig so angenehm, als ihm der gebohrne Engländer zur linken ist, den er sich selbst gewählt hat. Das Paar auf dem achten Blatt hat seine Kinder bey sich, das auf dem siebenten hingegen, was ihm vielleicht eben so werth ist, seine Hunde. Was thäten auch die Kinder hier? Zärtlichkeit üben, könnten sie wenigstens hier nicht lernen: die lernen sie unterdessen, da Vater und Mutter hier gehen, weit sicherer und geschwinder bey den zärtlicheren Spatziergängen, auf denen sie jetzt den Kammerdiener und die Köchin, oder den Informator und die Französin begleiten.

(9)

Ein wahrhaftes Meisterstück von Ausdruck unaussprechlicher Hof-Süßigkeit und zum blossen Nichts abgeschliffener Complaisance. Man bemerke die ähnliche Biegung der Körper, das Z förmige in der Stellung und die spinnenmäßige sich fliehende Begegnung der Hände. Wie schwer wird nicht der rechten Hand des Chapeaus der Sieg über die Linke der Dame gemacht; die drey

hinteren Finger kämpfen noch, während sich Daumen und Zeigefinger schon ergeben haben, und gewiß werden alle fünfe wieder flüchtig, ehe es zum Händekuß kommt. Die Holdseeligkeit in beyder Minen, zumal des Mannes, ist unbeschreiblich, und deswegen unnachahmlich, weil sie, ohne 40 Jahr täglich einige Zeit in dieser Form gestanden zu haben, kein Gesicht erreichen kann. Man bemerke noch die modischen Schnallen bey diesem Alter, und die Beinkleider, die von langem Sitzen in der Portechaise so eben über die Knie treten wollen.

(10)

Auch ein Compliment; und da doch einmal Complimente gemacht werden sollen, noch immer das beste. Es ist schwer hierbey etwas zu sagen, aber zum Glück eben so unnöthig.

(11)

Wenn der Leser einen Zirkel zur Hand nehmen will, so wird er finden, daß der Theilungs-Strich des obersten Drittels der Länge der jungen Dame grade durch den Mund geht, und daß sie also standesmäßig erscheint. Ich weiß nicht wo dieser Bal ist, gefährlich scheint er mir allemal, bey einem solchen Gesellschafter, für dieses heute zum erstenmal mit Flitterstaat bepackte Dorfgeschöpf. Wir sehen hier den edelsten aller Tänze, den Menuet, durch zuviel und zu wenig Symmetrie, endlich zum poßirlichen Tanz zwischen Hündchen und Aeffchen erniedrigt. Die Götzen-Figur von einem Mädchen sagt nichts, als höchstens: unter meiner Volante habe ich noch einen Rock. Hingegen sagt das Prisgennehmende in der Linken des Chapeaus, das Convulsivische im Obertheil des Körpers, und die Vipern-Linie nach welcher der ganze Affe gebogen ist, und sich biegt, weit mehr; selbst die Fiddler im Hintergrunde scheinen es zu bemerken, und daher ist eine Erklärung unnöthig.

(12)

Hier ist der Tanz, von welchem ein grosser Philosoph sagt, daß ihn die Grazien erfunden zu haben scheinen. Wer ihn nicht gleich in diesem Bilde erkennt, muß bedenken, daß ein Tanz, wenn er gemahlt wird, grade das verliehrt, was seine ganze Schönheit ausmacht.

1780: Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens. Zweite Folge.

Erklärung der Monats-Kupfer.

Hr. Chodowiecky hat uns hier wieder auf einigen Blättern sinnlich gemacht, was in verschiedenen Verrichtungen des Lebens den geehrtesten und besten und weisesten jetzt gefällt, und auf einigen was den andern (menschenfreundlicher kan ich sie nicht benennen) unmaßgeblich besser schmeckt.

(1 und 2)

Natur ist hier der Affektation nicht in dem Grade entgegengesetzt, in welchem sie ihr auf den übrigen Blättern entgegen steht, wenigstens nicht auf denen, wo von Oberfläche die Rede ist. Der Künstler hat hier tiefer ausgeholt. Natürliche Tracht erscheint hier ohngefehr so, wie die Unschuld im Bilde nackender Voreltern. Indessen muß man doch auch hier bedenken, daß manches in dieser Tracht sich selbst jezt über das Herz bringen liese, wenn es die Haut litte, und daß der Erbherr auf den Himmel aus Erbherrn-Stolz zu oft aus seinem moralischen Gefühl erklärt, was dem physischen zugehört.

(2)

Als vor mehrern Jahren die Reifröcke in England so groß und die Schnürleibgen so enge wurden, daß eine Dame, die am untern Rande des Rocks fünf Männer kaum umklafftern konten, sich in den Hüften leicht mit der Hand umspannen ließ, verglich sie ein muthwilliger Schriftsteller mit wandelnden Stückfässern, in welchen ein Trichter steckt. Das Gleichniß paßt jezt kaum mehr, oder man müßte annehmen, daß der Trichter heftig überschäumte. In der That fängt sich bey dieser Dame auf dem Kopf ein dem Reifrock ähnlicher Cörper zu entspinnen an, der es bey fernerem Wachsthum, in manchen Fällen, nöthig machen möchte, das Frauenzimmer wie die Glaskisten mit Oben zu bezeichnen, wo Oben ist. Uebrigens ist die gravitätische Kopfhaltung, die wir

hier bemerken, in denen Städten, wo die Dienstmädgen das Gemüß auf den Köpfen nach Hauſe tragen, ſehr gemein, und nicht ſowohl Affektation von Würde, als die nothwendige Folge eines ſtatiſchen Verſuchs. Den ſcheinbaren Ernſt dieſer Stellung überhaupt zu rügen verböte die holdſeelige Süßigkeit des allerliebſten Mäulgens, dem wohl ſchwerlich zu widerſtehen iſt. Die beyden Bänder zur Rechten und zur Linken hängen vermuthlich herab, um ſie bey einem ſalto mortale über eine Goſſe anzufaſſen und dadurch dem Korbe mit allen Heiligthümern der Brabandiſchen Flora die nöthige Feſtigkeit zu geben. Den Chapeau müſſen wir wohl ziehen laſſen. Wer in aller Welt könte ein ſolches con amore-Geſichtchen und ſo viel Liebevolle Geiſtes Kränklichkeit, zumal unter dem Schutz eines Reifrocks beleidigen? Ziehe du hin im Frieden mit deinen richtig geſchnallten Schuhen, die nicht der lezte Gegenſtand deiner Aufmerkſamkeit zu ſeyn ſcheinen; mit deinen Knopflöchern gleich prächtigen Schlüſſellöchern zu einem leeren Kaſten, und mit deinen beyden Uhren, womit du, der du Stunden über Poſſen wegwirfſt, uns glauben machen willſt, du wögeſt die Zeit mit Secunden ab.

(3)

Nicht leicht wird ein Künſtler in Figuren, die das Geſicht faſt abwenden, und bey denen alles unterſtützt iſt und ruht, mehr Empfindung ausdrücken können, als hier aus dem unſchuldigen gefühlvollen ſtarren des Mädchens und aus der Kopfhaltung der Mannsperſon hervorleuchtet. Sie genieſſen den Anblick der untergehenden Sonne, mit dem ruhigen Gefühl, das ſo wie jene in der Ferne ſanft hinwallende Kreiße die bepurperte Fläche des Waſſers, in welchem ſich ihr Feuer ſpiegelt, die ganze Seele endlich füllt ohne in ihr zu ſtürmen. Wie viel dieſes groſe Schauſpiel der Natur in einer ſolchen Geſellſchaft gewinnen mag, würde ich nicht beſchreiben auch wenn es in meiner Macht ſtünde. Mich würde der Unſegen ſchrecken, der, wie man an dem Beyſpiel ſo vieler unſerer jugendlichen Dichter ſieht, die Ausplauderung dieſer Myſterien begleitet. Sprecht durch dieſe Empfindung ſo viel ihr wißt, aber plaudert von dieſen Empfindungen ſo wenig als möglich, am allerwenigſten glaubt, ihr empfändet durch beſondere Begünſtigung der Natur allein, was ihr allein Schwachheit genug beſitzt der Welt vorzuſingen.

(4)

Wer hier nicht modiſche Empfindſamkeit und vitulirendes Entzücken in Hexametern aufwallen ſieht, der ſieht nichts. Man glaubt man hörte ſie ſkandiren. Das ſind mir ein Paar warme, weichgeſchaffene Seelen, die bey dem freundlichen Abſchied der Göttin des Tages mehr Theilnehmung äuſſern, als unſer

einer, wenn ihr ungeschickter Kutscher Phaeton sie irgendwo am hellen Mittage absezte. Aus der Bewegung des einen Beins und des rechten Arms des Chapeaus zu urtheilen, würde ich schliessen er wolle dem Himmel zufliegen, wenn der Schelm mit dem linken die Erde nicht so fest angefaßt hätte.

(5)

Wer nicht weiß was bey Anstand und Tracht den besten, jezt wenigstens, gefällt, der sehe den Anstand und die Tracht dieses Paares. Was mein Leserinnen zu der Aufmerksamkeit des Chapeaus sagen werden weiß ich nicht, die Leser werden sie gewiß sehr verzeyhlich finden.

(6)

Wenn der Portugiesische Juden-Stuzer nicht neben der Dame stünde und seine Waare empföhle, so würde ich dieses wieder für eine Opern-Scene halten, aus dem zweyten oder dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung genommen; und diesen Winter vorgestellt. Man merke die zärtliche Concavität des verliebten nach der Seite die über ein drittel der Dame umzirkelt, und sich selbst in der Phrygischen Beugung der Fronte zeigt. Daß die Dame unendlich mehr Monde hat, als die oben Nro. 2, sähe man schon allein daraus, daß das Top-Segel freyer weht, wenn man es auch nicht aus der Lage des rechten Arms sähe, der bey eingeknicktem Ellnbogen oben hart an die Brust anschließt und den Fächer trägt als wäre er Centnerschwer. Es ist eigentlich die bequemste Lage des Arms bey der höchst möglichen Posche oder dem höchst möglichen Reifrock, welchem nachher zur Verschönung des Profils von Rücken und Hüften die Kunst allerley Kleinigkeiten zugesetzt hat. Uebrigens leuchtet viel Uebung aus der Mine der Dame hervor, die durch das Aufwärtsstarren, womit sie es verbergen will, nur noch deutlicher wird, und ich fürchte der Judenstuzer, der zu betrügen hofft, ist bereits betrogen.

(7)

Wie weit sich die Kunstkenntniß dieser beyden Herren erstreckt, will ich nicht aus ihrem Anstand beurtheilen, sie scheinen wenigstens nicht viel zu affektiren, und dieses ist schon mehr als der erste Grad gewonnen.

(8) [1])

Allein hier sieh den Connoisseur, du, der du dieses Blat anschaust, oder rühme dich nie eines Menschen-Gesichts mehr. Wenn du nicht sieheſt thätige

[1]) Lichtenberg parodirt hier, wie schon vorher in den ersten Sätzen der Erklärung des vierten Bildes, den Schwulst und das Pathos der Lavater'schen Schreibweise.
(Anmerkung des Herausgebers.)

Federkraft des Sammlers, nicht den Muth Rom nach Sachsen zu schleppen in der Spannung des nach Antwort schnappenden Geschwindfragers, nicht lähmendes Entzücken und dem Weinrausch sich näherende Wonnetrunkenheit des bis zur Husaren Attitüde abgespannten; wenn dir 15 ausgespreizte Finger in Einer Reihe nicht sagen, das, was der 16te berührt, sey das Werk mit der Asträa geflüchteter, oder ausgestorbener Kunst, so gieße du dein Dintenfaß auf dieses Blat und meine Erklärung, dann sie nützen dir so eben soviel. Sie scheinen sich nicht um die Schönheit und die Bedeutung des Körpers der Bildsäule zu bekümmern, wovon ohnehin, weil es ein Mädchen ist, jeder Bube die Kenntniß mit auf die Welt bringt, sondern viel mehr zu bewundern die Wärme womit der Künstler gebrochen hat die Falte des leinenen Marmors, zu fühlen die ölichte, Vögeltäuschende Glätte einer Traube oder zu sehen den versteinerten Duft einer Blume, welcher um zu riechen nichts fehlt als der Geruch.

(9)

Die Absicht des Künstlers bey der Tracht und dem gesezten Gang dieses braven militärischen Mannes ist nicht leicht zu übersehen. Ich will also das Blat blos als ein Sinnbild von Philosophie des Lebens bey Widerwärtigkeiten empfehlen.

(10)

Der ernstlichen Absicht und selbst der Pflicht seinen Rock zu schonen, giebt dieser militärische Stuzer, das Ansehen von bloser Compläsance gegen die Mode. In dem Gesicht wird niemand leicht die Affektation von Titanen-Trotz gegen den Jupiter pluvius verkennen, mit dem er seinen Gassenhauer singt oder brummt oder pfeift, und im Ganzen nicht die von bleyerner Renommisten Grazie, mit der er sich fortschleppt. Auch ein Sinnbild von einer eigenen Philosophie des Lebens.

(11 und 12)

Auf dem 12ten Blat hat uns der Künstler Affektation zu beyden Seiten desjenigen eigentlichen schönen und natürlichen gegeben, welches er auf dem eilften darstellt. Das viel zu viel neben dem viel zu wenig. Wie lehrreich müste diese Verdoppelung des Contrastes seyn, wenn sie uns dieser durchschauende Beobachter einmal in mehrern Scenen geben wolte? Die schulrichtige Kostbarkeit in der Prose eines Candidaten der schönen Wissenschaften, ist wohl nie lehrreicher, als neben die Drescherkraft in dem Natur-Stil eines unserer rhetorischen Wilden gestellt. Das Aeffgen, das mit der Nadel das überflüßige Puder von einem einzelnen Härchen klopft, oder unsichtbare Versehen seines Artisten in der Frisur mit der äussersten Fingerspitze verbessert, nimmt sich nie besser aus,

als in der Gesellschaft seines Halbbruders, der sich die eine Locke mit den fünf Fingern auf die Schulter kämmt und die andere hinter das Ohr streicht. Und was kan niedlicher seyn als ein gesittetes Figürchen, das so parallel und grade auf seinem Stuhl klebt, als kaum selbst die Stuhllehne, neben einem andern, der sich über den Tisch hinwirft, das Kinn mit der Hand unterstützt, und durch seine Finger spricht, wie durch einen Maulkorb. Wir sehen auf dem lezten Blat einen Reiter, hoffentlich keinen Bereiter, der zwischen seiner Spitzruthe und dem ihr parallelen Zopf — dem wegstehenden Schrittzähler — steif in schiefer Richtung hängt; so lange im Sattel, als das Pferd stille steht, und alsdann auch keinen Augenblick mehr. Bey ihm hält ein unpolirter Sohn der Natur, ohne Steigbügel, in Schuhen und Strümpfen mit dem Zügel in der Rechten. Hielte er im Trott den Ellenbogen so hoch wie den Kopf, und hienge noch etwas mehr vorwärts, so würde ich sagen: Seht da einen jungen Helden aus dem Lande, dem die überall unbegreifliche Natur die schönsten Reitpferde und die schlechtesten Reiter gegeben hat.

1781: Heirathsanträge. Erste Folge.

Erklärung der Kupferstiche.

Der Gedanke 12 verschiedne Arten Liebe anzutragen, für den hiesigen Calender darzustellen, ist von dem Herausgeber, allein die Art der Ausführung und die Charaktere selbst, sind von Hrn. Chodowiecky.

Die Art wie die Thiere Liebe antragen, verdiente gewiß die Aufmerksamkeit eines Naturforschers, der Linne's Beobachtungs-Geist bey Büffons Phantasie und Sprache besäße. Bey manchen Thieren scheint es als fieng ein Funke von Vernunft in ihnen zu der Zeit an zu glimmen, Schlauigkeit, Addresse, und alle Schmeichlerkünste steigen bey ihnen so hoch als es ihre Natur verträgt. Selbst bey Insekten geht dieses weiter als mancher Beobachter denken sollte. Ich habe eine Fliege, die eine gefährliche Absicht auf eine andere hatte, wohl einen Zolllang seitwärts gehen sehen. Eine menschliche Seele in dem Körper einer Fliege hätte nicht mehr thun können. Was läßt sich also hier nicht vom Menschen erwarten, der bald geigen muß wie man tanzt und bald tanzen wie man geigt und der doch so tausendfältig tanzt und geigt. Bald wird freylich die Braut von einem Dritten für den Bräutigam geworben, der sie selbst nie sah, bald wird sie gekauft, bald wird sie erfochten. Fast im ganzen Orient macht das Geld die erlaubten Verbindungen, und die wechselseitige Liebe die unerlaubten. Allein bey uns, wo Geld nicht in Betracht kommt, wo allein das Liebenswürdige glücklich liebt, und wo allein Gefälligkeit liebenswürdig macht, was für ein Augenblick für den Mahler den Menschen just dann zu zeichnen, wenn er sich selbst für das Liebenswürdigste Geschöpf der Natur entweder hält oder gehalten wird. Man zeige mir ihn in seinem sterblichen Leibe wenigstens in einem grösseren, so will ich bekennen ich habe den Griffel Hrn. Chodowiecky's gemißbraucht. Die Ehen werden freilich im Himmel geschlossen, aber das hindert nicht, daß der Mensch nicht eine Menge sonderbares Zeug dabey macht.

Erstes Blatt.

Der Antrag ist kurz, deutlich und ohne Gepränge blos durch Ich und Du. Die ganze Feyer ist: der Scepter geht unter den Arm und das Gouvernement über gehörnte Unterthanen steht eine Zeitlang still.

(2)

Französische Schönheit, die deutschem Verdienst die Kralle bietet, hier Vereinigung zu stiften, und dann bey künftigen häußlichen Dispüten ihm die Perücke zu kämmen. Der Mann vom Kopf bis auf die Ferse ein wahrhaftes deutsches laudatur et alget. Nichts als Rock und Knochen. Aengstlich, unterthänig und kümmerlich klagt er seine lateinische Liebe vielleicht blos des guten Bettes wegen. Die Kinder müssen die gebohrnen Physiognomen nicht seyn, die man aus ihnen machen will, anstatt nach dem lezten Pfennig zu greifen, scheinen sie den armen Tropf mehr zu fürchten, als den pädagogischen Besen auf dem Tisch. Die Dame, mit, wie man aus den Familien Gemählden sieht, angestammter Nase für Schnupftoback und Prononciation, scheint doch, so alt sie ist, den Mann ziemlich mit den Augen zu wiegen und nicht ganz leicht zu finden.

(3)

Den Seegen zu bestimmen, der durch diese Verbindung auf die rechtschaffene Familie des bescheidenen Mädchens kommen wird, getraut sich der Ausmahler dieser Blätter nicht zu bestimmen. Die Farben vom vorhergehenden Stück haften noch in seinem Pinsel, und dann ist die Hauptfigur schwarz; und schwarz verträgt keine Farben.

(4)

O der Arzt, der Arzt, wie herrlich! Wie er sich eine Braut verordnet, wie er so fest auf den kurzen Füssen steht, und nach der Einwilligung der Dame greift als wäre es ein Puls, freilich ists blos die Linke, aber das ist dem eilfertigen Besucher, und Tröster in Paroxysmen die keinen Aufschub leiden jezt genug. Seine runde Linke wer kan sie ohne sympathetisches Gefühl von Ruhe und eigener Würdigkeit ansehen, hätte er auch nur halb so viel Schmalz. Uebrigens zeigen sein Chapeau bas und die goldne Efflorescenz des Rocks, daß der Mann in seiner Stadt epidemisch ist. Wenn ich die Dame recht verstehe, so wundert sie sich, daß der empfindsame Mann nicht nach Ihrer Rechten greift.

(5)[1])

Daß der Mann in einer Oration begriffen ist, das sieht wohl jeder. Hexameter sind es nicht, aber ein lustiges altes Verschen könnte es doch wohl seyn. Wenn ich nicht irre, so sehe ich aus dem Munde etwas von dem Zweck

[1]) Chodowiecki hatte dieses Bild zuerst als „Heiraths Antrag des Professors" bezeichnet. Der Verleger Dieterich bat ihn aber in einem Briefe vom 5. April 1780, eine andere Benennung zu wählen, da der Antragsteller einem Göttinger Professor sehr gliche; „Lichtenberg so wohl als ich müßen bitten, diese eintzige Unterschrifft zu endern . . . , es möchte uns sonst alhier Verdruß und Feindschafft zu ziehn".

(Anmerkung des Herausgebers.)

und der eigentlichen Bestimmung unserer ersten Mutter, und alles dessen was lebet hervorströhmen. Ueberlegt ist dieser Schritt wohl gewiß, und dieses giebt mir einen guten Begriff von der Dame, bey der übrigens, wie man aus dem rechten Arm sieht, die leicht vorüber wallende Schlangen-Linie der flüchtigen Jugend, in das gesetztere Zickzack des reiferen Alters übergeht.

(6)

Wenn der Mann in dieser Stellung auf der Erde läge, so dächte ich, ich sähe den deutschen Hexameter, wie er auf will und immer von Beywörtern niedergedrückt wird. Dieses ist wohl eine andere Versart. Man sehe das Dithyrambische Entzücken des Bräutigams, wie es jede Sehne spannt, in jeder Ader glüht, und in allen Zipfeln des Rocks schwankt, schwingt und schwebt. Er scheint bey zurückgespornter Erde den Stier des Himmels beym Horn fassen, oder Plejaden und Hyaden und den Aldebaran wie Johannis-Mückchen verscheuchen zu wollen, um sich dort einen Platz zu bereiten. Das ist Odenschwung, wogegen alles krübeln und klauben des Verstandes und jede Brodwissenschaft Hummelgesumse ist[1]). Die Anordnung des Stücks ist vortreflich, und wie ich glaube, allegorisch. Während der Bräutigam als Ode den Himmel faßt, wartet die Mamsel Braut wie ein Volksliedchen in der mittlern Region auf seine Herabkunft, und die Mutter sieht indessen beyden an der Erde, wie ein schweres Stück holländische Prose zu. Man übersehe ja nicht die Verrichtung der linken Hand der Braut. Sie bewacht eine Zahnlücke oder einen bösen Zahn, oder ein Lächeln das, wenn es muthwillig wird, leicht in ein grinsen übergeht.

(7)

Wie zu Portici so eben von den Todten erstanden und in einer Trödelbude zu Neapel umgekleidet, streckt dieser Sammler seine Hand nach einem modernen vom Schneider ergänzten Stück aus, das ihm noch in seiner Sammlung fehlt. Die Dame ist in der Stellung, in welcher man auf dem Theater einen Korb giebt, der hinter der Scene oft wieder zurückgenommen wird, und dieses könnte auch hier der Fall seyn; Gewohnheit lehrt alles. Sie scheint wenigstens die Treuherzigkeit des Verliebten mit mehr Gedult anzusehen, als man gemeiniglich hat, wenn man sie nicht belohnen will. Was der Bräutigam in der Tasche hat ist vermuthlich noch sein Aschenkrug.

(8)

Wie der häßliche Kerl nach dem vollen Geldkasten, selbst in dem Augenblick hinschielt, da er sich die Hand des Mädchens will pränumeriren lassen.

---

[1]) Die letzten Sätze wenden sich gegen die Klopstock'sche Odendichtung. (Anmerkung des Herausgebers.)

Sie scheint etwas betroffen über den Vorzug den der Kasten erhält. Man bemerke die Form der Hände des Bräutigams; die Rechte wie sie Zahlung zu empfangen, die Linke wie sie dieselbe zu wiegen scheint. Der Vater wohnt der Change der Herzen und der Kästen gelassen bey, und sieht nur ob sonst alles seine Richtigkeit hat. Was Fracht und Emballage beträgt wird sich schon finden. Hätte ich den Vater allein stehen sehen, so hätte ich gedacht der Actus, dem er beywohnt, wäre eine Güter-Löschung.

(9)

O Bräutigam, Bräutigam, fuimus Troës! Wir waren es freilich einmal, aber jezt, jezt solten wir es seyn. Wie viel hohläugige Kränklichkeit die fast aussieht wie Ehrlichkeit, herrscht nicht in dieser erbärmlichen Miene. Das Mädchen scheint mit einer Sinnlichkeit, die fast aussieht wie Verstand, die Sicht zu berechnen, in welcher das Gespenst Zahlung Seiner selbst verspricht, wenn sie nicht gar auf einen Protest denkt. Der Ausdruck in dem Gesicht der Mutter ist, trotz der Fettmaske, die sie vor hat, schlechterdings nicht zu verkennen: Ich wolte halb und halb, denkt sie, du thätest es, aber an deiner Stelle, wie ich noch jung war, hätte ich es auch nicht gethan.

(10)

Nichts herzliches, sondern vom Theater in die Visiten-Stube übergetragen. Eine Umarmung, wobey der Chapeau bas nicht einmal fällt, und doch will die Linke des Mädchens unter dem Arm des Bräutigams durch. Der Geck hätte mehr zu hoffen, wenn seine Aufmerksamkeit nicht zwischen sich, den Zuschauern und endlich der Braut getheilt wäre.

(11)

Herzlich ist diese Scene zwischen einem braven Kerl und einem guten Mädchen gewiß, hier würde der Chapeau bas fallen, wenn einer da wäre. Der Contrast zwischen männlicher, zweckmässiger Herzhaftigkeit und weiblicher Weichheit und Zurückhaltung wird von jedem weit über meine Beschreibung gefühlt werden. Wie nimmt sich dieses nicht aus! Ein solches Etruscisches Thränenfläschchen oder Meißnisches Milchkännchen neben einem derben Cöllnischen Bierkrug!

(12)

Freilich wenn alle die eilf Mittel nicht helfen wollen, so hilft dieses zwölfte gewiß, das wenigstens in so fern menschlich ist, als es, so viel mir bewußt ist, die Thiere nicht kennen. Denken, sich putzen, sich selbst ermorden, und zu dem gegenwärtigen Zweck Gewalt brauchen sind blos Vorrechte der erhabnen Vernunft.

1782: Heirathsanträge. Zweite Folge.

Einige Bemerkungen über die Kupferstiche.

Wahl der Gegenstände und Art der Ausführung, alles ist hier von Hrn. Chodowiecky, auch der Gedanke auf die Heyraths-Anträge im Calender des vorigen Jahrs, noch ein anderes Dutzend in dem dießjährigen folgen zu lassen. Vielleicht hätten viele Leser es lieber gesehen, wenn er die ersten noch einmal, nur etwa 4 Wochen nach der Hochzeit vorgestellt hätte, doch dieses thut er wohl künftig einmal, und wählt die 12 interessantesten aus diesen 24. Käme alsdann noch eine interessante Scene aus den folgenden Jahren hinzu, so hätten wir ein kleines Sybillinisches Heyraths Büchlein beysammen, das jungen Verlobten Anlaß zu allerley nützlichen Gedanken geben könnte, wenn sie um diese Zeit nützliche Gedanken zu haben wünschten und haben könnten.

Die hier gelieferten Scenen sind so verständlich, oder eigentlicher, jedem, der sie ansieht, vermuthlich so verständlich, als mir, daß ich nur weniges darüber sagen werde und sagen kan.

(1)

Unter Georg dem III giebt es keine Sklaven, und es liessen sich in Göttingen eben so leicht die Gesinnungen eines verliebten Mondbürgers auseinander setzen, als eines solchen Unglücklichen, der hier vorgestellt ist.

(2 und 3)

Die beyden Religiösen, den Herrnhuter und Menonisten übergehe ich ganz. Das eigne gründet sich hier auf Eigenheit in Glaubenslehre, und nach unserer jetzigen Sekten-Subordination ist es hierinn leichter wo nicht unpartheisch doch untadelhaft zu zeichnen als zu sprechen und zu schreiben, und es kan nicht geläugnet werden, daß Hr. Chodowiecky sich vortreflich aus der Sache gezogen hat. Man denke bey den Bildern was man will, so kommt immer das beste auf seine Rechnung. Hr. Chodowiecky hat hier seine vortrefliche Seele gezeichnet. Vielleicht heißt dieses schon zu viel erklärt.

(4)

Der Küster gehört mit zur Kirche, die hier abgebildet steht aber nicht absolute zu der Kirche, deren Bau sich nicht zeichnen läßt. Er scheint sich auf die Orgel zu berufen, die im heiligen Praeludio seine Liebe klagen soll. Denn daß er auf dem Gesang der himmlischen Engel lauschen soll, während er hier an seinen irrdischen klebt, glaube ich nicht. Schnitt der Perüke und des Rocks sind nicht aus Siegwarts Zeiten.

(5)

O der Fleischer! (wie leicht wird es einem ums Herz wenn man aus Nro 2, 3, 4 heraus ist) das sind doch Menschen, gegen die man frey seyn darf, wie sie gegen einen. Hier ist Centner gegen Centner in der Waage des Schicksals bereits gewogen, und der Mezger fühlt blos ob es noch an Aeßgen fehlt. Er irrt sich auch sicherlich so wenig, als in den Schweinen hinter der Braut. Es ist in der That lehrreich, hier Mastschweine, Braut, Schinken, Hund und Bräutigam so in einer Reihe zu sehen, und am Ende gestehen zu müssen, was für ein edles Geschöpf doch der Mensch ist. Der unschuldige Hund, der blos sieht, daß sein Meister schäzt, scheint noch nicht zu wissen wofür das fette Stück ist; zum auswägen oder ausdauren.

(6)

Das Bund Particular-Schlüssel an der Seite der Braut macht mir mehr Hoffnung zu künftigem Segen als die Universal-Schlüssel des Herrn Schwiegervaters oder Schwagers an der Wand. Für die Uebersetzung des Worts Pächter stehe ich nicht.

(7)

Einen solchen Bart, bey solchen Zähnen habe ich wohl eher gesehen. Die Hand, einige kleine Zwischenspiele von Brantwein abgerechnet, ist untrüglich. Wenige Ehen werden wohl so geschlossen: Die Braut ohne sichtbares Vermögen, und der Bräutigam, mit allen seinen Glücksgütern, den Pferden seines Herrn hinter sich. Was dem Kutscher aber an Ueberlegung abgeht scheint sein Spitz fast zu viel zu haben.

(8, 9)

Hier ist der Schuster und der Schneider, beyde Handwerkspursche und beyde Fabrikanten menschlicher Kleidung und doch so sehr unterschieden: Der erste ein fixirter Pedant, und der andere ein biegsames aufpassendes Wesen, das entweder den gegenwärtigen Augenblick bestmöglich nützt, oder sich den bestmöglichen schaft. Ich weiß die Ursache dieser Verschiedenheit in nichts anderm zu

finden, als daß der pedantiſche Schuſter den Menſchen nur von einer Seite, und der Schneider von ſehr vielen betrachtet. Sie differiren wie Schriftſteller von Schriftſteller.

(10)

Wenn der moraliſche pas, den der Tanzmeiſter hier thut, ſo ſehr abgewogen und gemeſſen iſt, wie der Cörperliche, ſo wird die Ehe gut werden, was auch die kleinen bellenden Bologneſer darwider einzuwenden haben.

(11)

Brav. Sie haben beyde die Rapiere verlohren, aber man ſieht doch der Chapeau hat legirt.

(12)

Fürwahr ein Pinſel, weil er dies Mäkler-Alter und die Mäkler-Taille der Alten nicht kennt, er glaubt wohl gar, es ſey die Mutter, oder die Tante. Wo dieſe Ehe geſchloſſen wird, weiß ich kaum. Im Himmel gewiß nicht. Leda mit Jupiter als Schwan, an der Wand, ſo wie Braut und Gans im Vorgrund!

1783: Centifolium Stultorum. Narrheiten.

Erklärung der Kupferstiche.

Hr. Chodowiecki hat hier ein Feld eingeschlagen, das ergiebig genug wäre, alle Calender der Welt auszuzieren. Jeder Tag des Jahrs ließe sich mit einer solchen Scene bezeichnen. Denn was sind Acta S^torum^ (Sanctorum) gegen die Voluminösen Acta S^torum^ (Stultorum?) Diesen Gegenstand zu wählen wurde Hr. C. durch eine Aufforderung in einem unserer Journale (wo wir nicht irren der Chronologen) veranlaßt, indessen hat er, wie man gleich sieht von dem vorgeschlagenen Abraham à Sancta Clara nichts beybehalten als etwa die Unterschriften. Alles ist in seinen Vorstellungen so sprechend, daß schon aus diesem Grund allein diesesmal eine umständliche Erläuterung unnöthig wäre, wenn uns auch nicht noch ein anderer wichtiger Umstand nöthigte mit unsern Anmerkungen kurz und zurückhaltend zu seyn. Der weltliche Orden, mit dem es hier Hr. C. aufnimmt ist einer der mächtigsten, ausgebreitetsten und zugleich der empfindlichste und rachgierigste der ganzen Welt. Es ist keine Gesellschaft so ehrwürdig, keine Versammlung so heilig, in der er nicht Brüder hat. In den Werkstätten der Künstler und der Handwerker in den Facultäten der Gelehrten, ja selbst in den Cabinetten der Grosen haben sie sich eingeschlichen, und wenn man ältern Nachrichten trauen darf, so haben sich einige Brüder so gar auf die erhabensten Throne der Welt zu schwingen gewußt, wie denn Pope und Boileau zween sehr glaubwürdige Schriftsteller versichern daß selbst Alexander mit dem Zunahmen Magnus von Makedonien, sich nicht gescheut sich öffentlich zu dem Orden zu bekennen. Merkwürdig ist und ein sehr intressanter Umstand für die Geschichte der Menschheit, daß er sich, ohne geschriebene Geseze und ohne ein sichtbares Oberhaupt, täglich stärker ausbreitet, und nun zu einer unerschütterlichen Festigkeit gediehen ist. Er bietet der Welt troz. Der Stachel der Satyre vermag so wenig gegen ihn, als Weisheit verbunden mit Macht; Lucian so wenig als Joseph der zweyte. Dieses rührt daher, seine Basis ist menschliche Natur, und

so wie er durch sie steht, so kan er auch nur mit ihr fallen. Ja wäre Caligula's Wunsch in Erfüllung gegangen, und hätte er dem menschlichen Geschlecht mit einem Hieb den Kopf vor die Füße gelegt, so wären damit die Brüder noch nicht vertilgt gewesen, denn Bruder Caligula hätte noch gelebt. Die Leser werden uns also verzeihen, daß wir säuberlich mit diesem fürchterlichen Volk umgehen und nichts sagen was irgend ein Mitglied auf sich selbst deuten könte. In Deutschland wäre dieses zumal gefährlich, denn da unter 20 Brüdern immer gewiß 19 Schriftsteller sind, die hier und da zu Journalen Zutritt haben oder wohl gar in litterarischen Dikasteriis präsidiren, so wäre man entweder selbst, oder doch eines Mühe so gut als verlohren. Solte sich indessen, troz unsrer grossen Vorsicht und der ganz allgemeinen Ausdrücke, deren wir uns bedienen werden, irgend jemand beleidigt finden, so ersuchen wir ihn seinen Nahmen und Charakter an die Dietrichische Buchhandlung im laufenden Jahr einzusenden, so soll ihm im künftigen Calender vor der ganzen Welt Genugthuung geschehen.

(1)

Der Nativitätsteller sizt hier in einer Dachstube, vermuthlich um besser am Himmel lesen zu können. Der Tubus steht indessen verkehrt; ein sehr sprechendes Sinnbild für die edle Astrologie. Daß diese Kunst selbst in Berlin, diesem Jerusalem des guten Geschmacks und der Philosophie noch nicht ausgestorben ist, davon findet sich ein sehr merkwürdiges Beyspiel in Moore's View of society and manners in France, Switzerland and Germany am Ende des 72ten Briefs aufgezeichnet, welches niemand ohne Schauder lesen wird. Wie früh zuweilen die Jugend in die Congregationen S^torum^ aufgenommen wird, davon sieht man hier ein Beyspiel. Es haftet besser.

(2)

Hier soll aus einer Caffee-Tasse gelesen werden, was sich dieses Ehe-Paar von dem Hofnungsvollen Leib zu versprechen hat, der hier zwischen zwo Taschen-Uhren auf dem schönen Armsessel ruht. Die Frage die untersucht wird ist: ob Er oder Sie auf ein Ebenbild hoffen könne. In dem geöfneten Schrank sieht man noch mehr Tassen für andere Schicksaale aufgestellt. Was für Unheil Caffee-Tassen nicht stiften können!

(3)

Ein ganz gesezter Mann schickt seinen Lehrpurschen in April. Die Jahre des Mannes und der Anstand womit er es thut, lassen es fast zweifelhaft, auch wenn der Streich gelingen solte, welcher von diesen beiden den Orden mehr Ehre macht.

(4)

Der wohlbehaltene Mann scheint krank zu seyn, er ist es auch, allein, die Krankheit ist nur eine Varietät von der Influenza, die sich auf diesen zwölf Blättern unter zwölf verschiedenen Gestalten zeigt, gehört also nicht für den Arzt. Der Arzt dessen Stirne breit genug ist so etwas merken zu können, wird also nicht sowohl dem Patienten etwas verschreiben, als dem Apotheker. Das junge Weibchen scheint ganz gelassen dabey, weil die eingebildeten Krankheiten übrigens wohlbehaltner Ehemänner sich selten so weit erstrecken sollen, daß die andere Ehehälfte darunter leidet.

(5)

Ein Geschöpf derselben Art nur in einem andern Element. Der Arzt prüft die Temperatur des Wassers mit dem gehörigen Gesicht.

(6)

Wenn die Kirche im Hintergrund die Pauls-Kirche zu London ist, woran wir nicht zweifeln, so wäre die Straße Ludgate-Hill und die Ordensbrüder im Vordergrund könten wohl gar S^{t} Georg Gordons Apostel auf dem Wege nach dem Galgen seyn. Vor der Kutsche sieht man weder Pferde noch Ochsen noch Esel, aber statt derselben einige gutwillige Enthusiasten mit Riemen über die Schulter, die in allem Betracht mehr leisten als alle drey. Wer nicht weiß waß Liberty ist, der sehe dieses Blatt an, und lasse sich etwas von den Taxen dazu erzählen.

(7)

Die Arbeiter gehen aus der Arbeit, wegen eines Rechnungs Fehlers, den der Bauherr begangen zu haben scheint, und den er mit der Hand zu rechte klopfen will. O wenn doch diese Steine Brod würden!

(8)

Ein Aufschneider, dessen Bauch sogar mit der luftigen Substanz geladen zu seyn scheint, von welcher der Mund überfließt. Der Vorrath ist beträchtlich. Indessen troz der Zuversicht in seinen Minen scheinen doch die Herrn Auditores nicht gleich empfänglich zu seyn. Wir überlassen es unsern pathognomischen Leserinnen und Lesern auszumachen, welcher von beiden hier glaubt.

(9)

Der Held dieses Blatts scheint nicht begreifen zu können, wie es nur möglich ist, daß ein so unbeträchtliches Geschöpf als ein Kaufmann sich erkühnen

kan ihm auf Ordens-Parole nicht zu borgen. Seinen Bedienten hinter ihm so gar scheint es begreiflicher.

(10)

Eine deutsche Scene, allen verständlich.

(11)

Einer der gemeinsten Auftritte im Leben disseits des Grabes ein Ordensbrüdergen, ein Mädchen und — — ein Körbchen.

(12)

Wenn der hier begierig verschluckte Calender ein Musen-Almanach ist, wie man fast aus den kleinen Strichen schließen solte die den — — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ nicht unähnlich sehen, so ist die Scene gemein und weiter nichts als Pope's:

One fool in verse makes many more in prose;

vermuthlich ist es aber einer von den Almanachen, womit voriges Jahr Deutschland überschwemmt worden ist, und in welchen einige bekannte Brüder des Ordens, von dem wir hier reden, Urtheile über Leute gewagt haben, die zwar zuweilen etwas zur Casteyung und Belehrung dieser Heiligen beytragen aber sonst schlechterdings ausser ihrem Sprengel liegen. Etwas von dieser Art muß es seyn, denn Verse und Skandal sind es allein was solche Gesellschaften beschäftigen kan. Wir loben uns daher den stehenden Mann der auf den Majestätischen Stifts-Calender hinweiset, welcher mit seiner ungeschlachten Majestät, doch wenigstens nur den guten Geschmack beleidigt.

1778: Der Fortgang der Tugend und des Lasters.

1

2

3

4

1778: Der Fortgang der Tugend und des Lasters.

5

6

7

8

1778: Der Fortgang der Tugend und des Lasters.

9

10

11

12

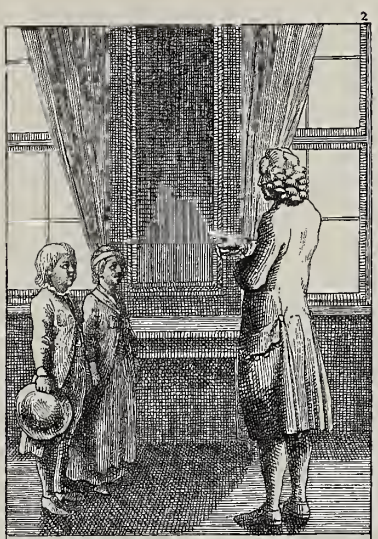
1779: Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens. Erste Folge.

1

Der Unterricht
L'inſtruction

D. Chodowiecki inv. et fec.

2



Der Unterricht
L'inſtruction

3

Die Unterredung
La converſation

4

Die Unterredung
La converſation

1779: Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens. Erste Folge.

5

Das Gebeth
La priere

6

Das Gebeth
La priere

7

Der Spatzier Gang
La promenade

8

Der Spatzier Gang
La promenade

1779: Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens. Erste Folge.

9

Der Grus
La reverence

10

Der Grus
La reverence

11

Der Tanz
La dance

12

Der Tanz
La dance

1780: Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens. Zweite Folge.

1

Natur

2

Affectation

D. Chodowiecki. sculpt.

3

Empfindung
Sentiment

D. Chodowiecki sculpt.

4

Empfindung
Sentiment

D. Chodowiecki. Sculps.

1780: Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens. Zweite Folge.

5

6

7

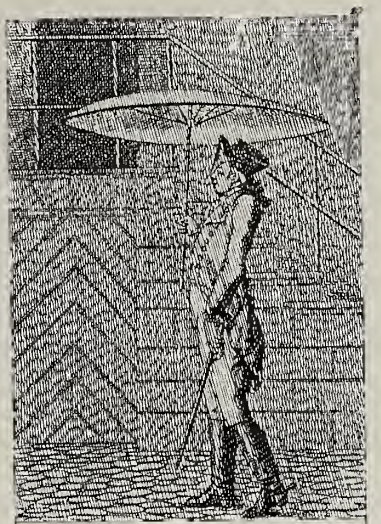
8

1780: Natürliche und affectirte Handlungen des Lebens. Zweite Folge.

9

Böses Wetter
Mauvais tems

10



Böses Wetter
Mauvais tems

11

Reitbahn
Manège

12

Reitbahn
Manège

1781: Heirathsanträge. Erste Folge.

1

2

3

4

1781: Heirathsanträge. Erste Folge.

5

Heiraths Antrag des Pedanten
Proposition de Mariage du Pedant.

6

Heiraths Antrag des Oden Dichters
Proposition de Mariage du Poëte.

7

Heiraths Antrag des Alterthum Kenners
Proposition de Mariage de l'Antiquaire.

8

Heiraths Antrag des Geitzigen
Proposition de Mariage de l'auare.

1781: Heirathsanträge. Erste Folge.

9

Heiraths Antrag des Krancken
Proposition de Mariage du Malade.

10

Heiraths Antrag des Windbeutels
Proposition de Mariage du Sac a vent.

11

Heiraths Antrag des Officiers
Proposition de Mariage de L'officier.

12

Heiraths Antrag des entführers
Proposition de Mariage du ravisseur.

1782: Heirathsanträge. Zweite Folge.

1

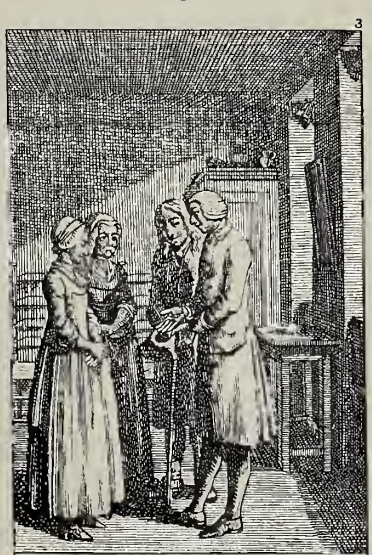
Der Polnische Ulies.
Le Sclave Polonnois.

D. Chodowiecki del. & sculpsit

2

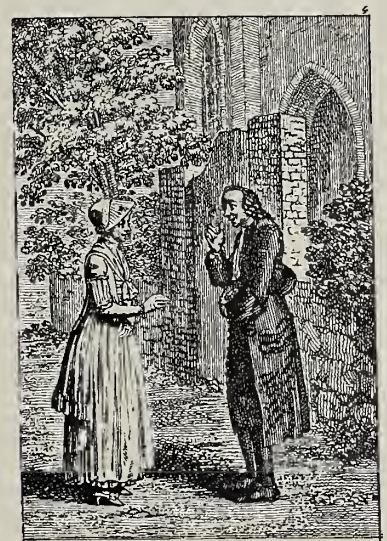
Der Menonite
Le Menonite.

3



Der Herrnhuter
Le Herrnhut.

4



Der Küster
Le Marguilier.

1782: Heirathsanträge. Zweite Folge.

5

Der Fleischer
Le Boucher

6

Der Pachter
Le Baillif.

7

Der Kutscher
Le Cocher.

8

Der Schuster
Le Cordonnier.

1782: Heirathsanträge. Zweite Folge.

9

Der Schneider
Le Tailleur.

10

Der Tanzmeister
Le Maitre a danser.

11

Der Fechtmeister
Le Maitre d'armes.

12

Der Einfaltspinsel
Le Nigaut.

1783: Centifolium Stultorum. Narrheiten.

1

Centi Folium Stultorum vom Pater
Abraham von Santa Clara
Astrologischer oder Nativität Narr.
Astrologue

2

Abergläubiger Narr.
Fou-Superstitieux

3

April Narr.
Poisson d'Avrill

4

Artzney Narr
Malade imaginaire

1783: Centifolium Stultorum. Narrheiten.

5

Baad_Narr.
Manie des Bains

6

Aufrührischer_Narr.
Fou-séditieux

7

Bau_Narr.
Manie de bâtir

8

Aufschneidrischer_Narr.
Fanfaron

1783: Centifolium Stultorum. Narrheiten.

9

Credit_Narr.
Folie de faire Crédit

10

Complimentir_Narr.
Fou-Complimenteur

11

Verliebter_Narr
Fou amoureux

12

Calender_Narr.
Manie d'Almanacs

In demselben Verlage sind erschienen:

Lichtenbergs Briefe.

Herausgegeben von

Albert Leitzmann und **Carl Schüddekopf.**

Erster Band

1766—1781.

XIV u. 424 S. gr. 8°. Brosch. M. 10.—, geb. M. 12.50.

„Daß die Briefe des größten deutschen Satirikers eine neue Ausgabe verdienen, wird niemand bezweifeln, der die früheren meist fragmentisch mitgeteilten Briefe, die dazu noch willkürliche Änderungen enthielten, gekannt hat. Von den Briefen liegt der erste der zwei Bände vor; dieser erste Band, in den auch sämtliche wissenschaftliche Briefe mit aufgenommen sind, soll zugleich den Anfang bilden zu einer historisch-kritischen Ausgabe Lichtenbergs. Den zahlreichen Verehrern Lichtenbergs, „der ein wahres Studium wie wenige verdient und der es wie wenige belohnt", können diese Briefe wahrlich recht viel neue hinzugesellen.

Über die Briefe selbst etwas zu sagen, wäre müßig — man muß sie eben lesen. — Sie entrollen in unterhaltendster, geistreicher und humoristischer Weise ein Bild von dem damaligen geistigen Leben, wie man es sich schöner nicht denken kann. Die Briefe sind größtenteils datiert aus Göttingen, Hannover, Stade und Osnabrück, abgesehen von den herrlichen Briefen, die aus Lichtenbergs Zeit in England stammen. **Die Briefe interessieren den Litteraturhistoriker, den Kulturhistoriker, den Mathematiker, den Physiker, den Astronomen, den Schauspieler** u. s. w., kurz, **jeden Gebildeten.**"

Hannoversche Geschichtsblätter.

„Der Inhalt der meisterhaft geschriebenen Briefe ist ebenso interessant wie vielseitig. Es werden in ihm Litterar- und Kulturhistoriker, sowie Vertreter der Naturwissenschaft ihre Rechnung und alle die ihr Vergnügen finden, die Geist und Witz dieses größten deutschen Satirikers zu schätzen wissen." **Braunschweigisches Magazin.**

„An Inhalt wie Ausstattung dieser ersten großen Veröffentlichung aus Lichtenbergs Nachlaß kann man ungetrübte Freude haben. Von den 298 Briefen, welche die Herausgeber für die Jahre 1766—1781 zusammengebracht haben, sind 159 überhaupt noch ungedruckt gewesen. Die Erläuterungen sind von den Herausgebern absichtlich knapp gehalten, doch geben sie über das Notwendigste genügend Auskunft, **sodass der prächtigen Ausgabe in jeder Beziehung uneingeschränktes Lob gebührt.**

Litterarisches Centralblatt.

„... Doch genug von dem reichen Inhalte dieses Briefbandes. Wie diese Briefe behaglich geschrieben sind, so wollen sie auch in ruhigen Stunden gelesen und genossen sein. Sie enthalten für die Geschichte der Wissenschaften, des öffentlichen und privaten Lebens eine Fülle anregenden Materials. Selbst die derben und kräftigen Stellen zeigen einen feinen, sehr gebildeten, sehr liebenswürdigen Mann, der immer über den Dingen schwebt, zumeist richtige und treffende Urteile giebt und dabei — von der tiefsinnigsten Untersuchung zu dem gefälligsten Scherze überspringend — allerhand köstliche Einfälle in ungesuchter Weise heraussprudelt." **Dresdner Anzeiger.**

C. G. Lichtenbergs Briefe an Dieterich,

1770—1798.

Zum hundertjährigen Geburtstage Lichtenbergs herausgegeben von

Eduard Grisebach.

8°. Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Mit einem Porträt Lichtenbergs und einem Chodowieckischen Originalkupfer.

Friedrich Spielhagen schreibt darüber an den Herausgeber Dr. Grisebach:

„— Ich bin entzückt. Der Staub eines vollen Jahrhunderts und darüber liegt auf diesen Bildern und nicht eine Farbe ist verblaßt, alles frisch, pulsierend von Leben, als wäre es gestern geschrieben. Welch klarste Erfassung aller Lebenserscheinungen! Welch ungesuchter, niemals versiegender Humor! Ich sage: Humor und nicht Satire. In diesen Briefen tritt der Satiriker hinter den Humoristen weit zurück, alles ist auf den Goldgrund eines liebereichen Herzens gemalt, das alles verzeiht, weil es alles versteht. Dies hier ist wahrlich ein homo liber im höchsten, schönsten Sinne Spinozas."

Georg Christoph Lichtenberg als Psychologe und Menschenkenner.

Eine kritische Untersuchung und ein Versuch einer

„Empirischen Charakterpsychologie".

Dem Andenken Lichtenbergs
zu dessen hundertjährigem Todestage, den 24. Februar 1899 geweiht von

Dr. Friedrich Schaefer.

Mit einem Porträt Lichtenbergs, der Ansicht seines Wohnhauses und seines Grabes in Göttingen.

Preis M. 1.—.

Hogarths Werke

in verkleinerten aber vollständigen Kopien von **E. Riepenhausen.**

Neue Ausgabe von H. Loedel.

88 Kupferstiche in Folioformat, in elegant. Leinwandmappe. Text von **Georg Chr. Lichtenberg** in 1 Bande gebunden.

Preis zusammen M. 25.—.

Die neue Ausgabe von Hogarths Werken, deren Abdrücke etwas verkleinert aber durchaus vollständig sind, ist von H. Loedel besorgt, den Tafeln sind in einem besonderen, hübsch gebundenem Bande, die eingehenden Erklärungen der Stiche von Georg Chr. Lichtenberg beigegeben. So gelangt der Liebhaber gleichzeitig in den Besitz zweier Werke, die einander ergänzen; denn es ist zur Genüge bekannt, daß die oft verwirrende Lebendigkeit des Londoner Bilderchronisten einen kundigen Führer nötig hat.

Die Mappe enthält an Stichen (im Format 28,5×39 cm) zunächst die „Komödianten in der Scheune", dann die „vier Tageszeiten" im Straßenleben Londons, die „Punschzecher", den „Weg der Buhlerin" (6 Platten), den „Weg des Liederlichen" (8 Platten), die „Modeheirat" (6 Platten), „Fleiß und Faulheit" (12 Platten), die Pendants „Frankreich und England", den „bedrängten Dichter", die „beratenden Ärzte", „Finis", den „Hahnenkampf", das „Thor von Calais", den „erzürnten Musikus", „Columbus und das Ei", die „Oxforder Vorlesung", die „Parlamentswahl" (4 Stiche), „Lord Lovat" den „Jahrmarkt von Southwark", „Bier- und Branntweingasse", die „Schläfer" das „lachende Parterre", den „Politiker", den „Truppenausmarsch", „Vorher und Nachher", dann zwei kleinere Scenen, „die gemischte Gesellschaft", die „Richterbank", „Paulus von Felix", „Chronos", die „Entdeckung" die „Dorfschenke", „die Zeiten", endlich die „4 Grade der Gransamkeit", einige „Theaterscenen" und die beiden Kupfer „Analysis of Beauty".

Der im Jahre 1897 erschienene Neudruck der Tafeln ist nur in wenigen Exemplaren hergestellt worden. Der Preis ist so ungewöhnlich billig bemessen, daß er die weiteste Verbreitung des Werkes unter den zahlreichen Freunden von Hogarths Kunst und Art ermöglicht.

Elisa von der Recke.

Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen.

Herausgegeben von **Paul Rachel.**

2. Auflage. Mit 11 Bildern und einer Wappentafel. Brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Zu den **Frauen**, die sich vor **einem Jahrhundert** im **ganzen Deutschland** einen **berühmten Namen** gemacht haben, gehört **ohne Zweifel** die **zartgesinnte, feingebildete Elisa von der Recke.**

Sie stand zahlreichen edeln Männern und Frauen, Fürsten und Fürstinnen, Staatsmännern und Gelehrten nahe.

Als Entlarverin des Schwindlers **Cagliostro**, der auch sie, wie einst viele aus der höchsten Gesellschaft Europas, bethört hatte, als Freundin eines **Nicolai** und eines **Mendelssohn**, eines **Gleim** und eines **Bürger**, als Schützerin eines **Seume** und eines **Körner**, als Freundin **Tiedges**, als Mittelpunkt eines vornehmen geselligen Kreises ward sie einst viel genannt. Sie war die **erste deutsche Frau**, die — 1804—1806 — eine längere **Reise** nach **Italien** unternahm und in weit verbreiteten Bänden schilderte.

Als **geistliche Liederdichterin**, als **patriotisch empfindende Deutsche** gegenüber **Napoleon** genießt sie noch heute Verehrung. —

In dem mit **interessanten Porträts** ausgestatteten Werke, unter denen Nachbildungen zweier bis dahin noch nicht allgemein bekannter **Antou Graff**scher **Ölgemälde** enthalten sind, hört man nicht so sehr von den Erlebnissen der reifen Frau, als vielmehr von den höchst fesselnden, vielfach schweren Jugendschicksalen, die ihr beschieden waren. Ein Stück **Selbstbiographie** und über **hundert Briefe** aus der kummervollsten Zeit ihres Lebens, die tagebuchartig über ihre Leiden berichten, bieten einen Einblick in die Entwicklung dieser edlen Frauenseele.

Das Schwerste, was ihr auferlegt war, hat in ihr den erklärlichen Wunsch hervorgerufen, für die Bildung, für die geistige und rechtliche Befreiung des weiblichen Geschlechts einzutreten.

So sind diese Veröffentlichungen auch für die Geschichte der Frauen und der Frauenbewegung von großem Interesse.

Ein Stück aus dem Leben des deutsch gebildeten **kurländischen Adels** ums Jahr 1770, ein Einblick in die machtvoll wirkende Litteraturbewegung jener Tage wird gegeben.

Niemand wird die Briefe beiseite legen, ohne von den Leiden, aber auch der inneren Entwickelung der unglücklichen jungen Frau aufs innigste ergriffen worden zu sein.

„Eine dankenswerte sehr fleißige und sorgsame Publikation. Auch litteratur- und kulurgeschichtlich bieten die Aufzeichnungen Elisas sehr viel Fesselndes. **Der Bazar.**

„In dem mit reichem Bilderschmucke ausgestatteten Bande hat der kundige Herausgeber zum ersten Male Elisens Autobiographie und eine reiche Auswahl von Briefen an ihre Vertraute, Mademoiselle Scholtz aus den in Berlin und Dresden aufbewahrten Handschriften veröffentlicht." **Litterarisches Centralblatt.**

„Wir wünschen, daß das vortreffliche Buch, welchem elf gut ausgeführte Bilder nach gleichzeitigen Originalen beigegeben sind, sich in den gebildeten Frauenkreisen unserer Nation zahlreich Eingang verschaffen möge." **Dresdner Weihnachtskatalog.**

Gottfried Aug. Bürger.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Wolfgang von Wurzbach.

Mit 42 Abbildungen. Preis: brosch. M. 7.—, geb. M. 8.50.

Das vorliegende Werk ist das Ergebnis mehrjährigen Studiums und sorgfältiger Verwertung aller auf **Bürger** bezugnehmenden Veröffentlichungen und hat den Zweck, weiteren Kreisen ein umfassendes und wahrheitsgetreues Bild von dem Lebensgange und dem Schaffen des Dichters der **„Lenore"** zu geben.

„Eine ausführliche und in viele Einzelheiten eingehende Biographie stellt uns das Leben dieses zügellosen, schwachen und guten Menschen auf, der ein großer, starker Dichter war und ein so verworrener haltloser Charakter, von Sehnsüchten und Begierden wild getrieben und gequält, von Mitmenschen betrogen, ausgenützt, und vielfach verlacht und mißachtet. — Die Kapitel des Buches, die über Bürgers erstes Auftreten sprechen, rollen uns ein deutliches Bild der ganzen litterarischen und gesellschaftlichen Zustände jener Zeiten auf. Das verleiht dem Werke seine kulturelle Bedeutung über die bloße Monographie hinaus. Wohlthuend ist auch der von wissenschaftlichem Ballast nicht beschwerte Ton der Darstellung, in der trotzdem sehr viel oder — wir dürfen wohl sagen — sämtliches Quellenmaterial verwertet ist. **Es darf uns daher um die Verbreitung dieses Buches nicht bange sein, das mit herzlicher Liebe über das arme Leben eines unserer Großen berichtet."**

Der Kyffhäuser.

„Die ausführliche Darstellung verdient das Lob der Zuverlässigkeit und Vollständigkeit. Nirgends, auch in nebensächlichen Dingen, versagt sie. **Der Bilderschmuck ist reichlich und gut."**

Seemanns litterar. Jahresber.

„Die einschlagende Litteratur ist gründlich zu Rate gezogen, die Gestalt Bürgers richtig in den Rahmen seiner Zeit gestellt."

Braunschweig. Magazin.

Paris.

Studien und Eindrücke

von

Dr. Walther Gensel,

illustriert von **Alfred Sohn-Rethel.**

Mit 15 Vollbildern und 70 Textillustrationen.

Preis: brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

„Ein reizendes, ganz originelles Buch." **Allgemeine Sportzeitung.**

„Der Verfasser kennt Paris sehr genau und seine Schilderungen sind voll lebendigen Reizes."

Kölnische Zeitung.

„In überaus fesselnder Weise schildert der Verfasser das Leben der Großstadt." **Das Hochland.**

„Eine ansprechende feuilletonistische Arbeit, gefällig geschrieben, in angeregt leichtem Plauderton, der ganz zu dem Thema und zu den Absichten des Verfassers stimmt." **Deutsche Litteraturzeitung.**

Die Ayrersche Silhouettensammlung.

Eine Festgabe zu Goethes 150. Geburtstage.

Von **Dr. Ernst Kroker,**

Bibliothekar an der Leipziger Stadtbibliothek.

Preis: elegant brosch. M. 10.—, in echt Pergament geb. M. 15.—.

„Der trefflich gedruckte Bütten-Quartband in weißem Pergament mit zartem Goldschmuck präsentiert sich schon äußerlich als echtes Kind der Zopfzeit und erzählt uns von einer längst verschwundenen Liebhaberei, einer Vorläuferin der Ansichtspostkarten und der Amateurphotographen: dem Schneiden und Sammeln von Schattenrissen. Georg Friedrich Ayrer, ein Sproß der berühmten Nürnberger Patrizierfamilie, gehörte zu den eifrigsten Liebhabern dieser harmlos-gefälligen Spielerei. Als Leipziger Student ein Kommilitone des jungen Goethe, später auf ausgedehnten Reisen, ließ er keinen berühmten und bekannten Mann an sich vorübergehen, ohne mit geschicktem Messerchen seinen Schattenriß fürs Album zu erobern. So kam die Sammlung nach und nach bis auf 1370 Stück. Der junge Goethe, Klopstock, Bürger, Leisewitz, Hölty, Mendelssohn, Herder, Basedow, Uz, das Ehepaar Kestner sind von bekannten Namen unserer Litteratur vertreten. Die Profilierung der einzelnen Köpfe ist scharf und charakteristisch. Kroker hat mit der Herausgabe dieser interessanten Auswahl aus der reichen Sammlung seines Urahnen zweifelsohne die deutsche Ikonographie um ein originelles und wertvolles Werk bereichert."

Bühne und Welt.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00132 0510

Druck von G. Kreysing in Leipzig.